

saarbrücker hefte

Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft **103** Sommer 2010
EUR 7,80

Beschämend
Armut im Sozialstaat

Beängstigend
Arbeit, die arm macht

Bescheuert
Armseliges Kommerz-TV

Bedrückend
Arbeit, die krank macht



Begeistert
Kapitales Kunststück –
das Centre Pompidou in Metz

Berauschend
Flüssige Klangspektakel –
das Liquid Penguin Ensemble

Betörend
Homo saraviensis –
der ewige Heinz

Literatur
Edith Aron, Gustav Regler,
Roger Manderscheid

Kunst
Katharina Krenkel, Claudia Vogel,
Karin Eberhardt

Galerie
Zeichnungen von Peter Ondraczek

Film
Die Regisseurin Claire Burger
Location Luxemburg

Rezensionen

saarbrücker hefte Nr. 103, Sommer 2010

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Georg Bense, Bernhard Dahm, Achim Huber, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes,
Herbert Wender (v. i. S. d. P.)

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken
Telefon: (0681) 416 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Deiningen

Layout:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Julian Bernstein, Mirka Borchardt, Hans Emmerling, Hans Gerhard,
Thomas Glaser, Sabine Graf, Eva Mendgen, Josef Reindl, Anke Rietz, Dietmar Schmitz,
Klaus Schneider, Na-Young Shin, Herbert Temmes, Norbert Urbé, Wolfgang O. Weiß

Abbildungen:

Georg Bense (Schwerpunkt »Armut«), Karin Eberhardt (»Nadelarbeiten«: Eberhardt),
Ralf Grömminger (»Nadelarbeiten«: Krenkel), Roland Halbe (Centre Pompidou-Metz),
Georg Hofer (Urbé), Astrid Karger (Liquid Penguin), Jürgen Manazza (»Armutsrisiko an der
Saar«), Eva Mendgen (Centre Pompidou-Metz), Dirk Rausch (»Nadelarbeiten«: Vogel),
Rich Serra (»Nadelarbeiten«: Krenkel), Herbert Temmes (Schwerpunkt »Armut«),
Wolfgang O. Weiß (Kino in Luxemburg)

Titelabbildung:

Georg Bense

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-89727-442-6

Für freundliche Unterstützung danken wir
der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken, dem Kulturdezernenten der
Landeshauptstadt Saarbrücken und Saarland Sportfoto GmbH

saarbrücker
hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

103

Inhalt

| | | |
|----------------------------|----|--|
| Editorial | 5 | Die Stadt – die Menschen – die Armut |
| Gesellschaft | 8 | <i>Julian Bernstein</i> Kotzen auf Kommando |
| | 11 | »Der Schlüssel liegt in den Beschäftigungsverhältnissen« Ein Gespräch über Armut und Armutsrisiko an der Saar |
| | 17 | <i>Mirka Borchardt</i> Prekäre Dimensionen der Zeitarbeit |
| | 24 | »Wo Armut ist, da ist auch das Jugendamt nicht weit« Ein Gespräch über die soziale Situation in Alt-Saarbrücken |
| | 29 | <i>Norbert Urbé</i> Armut auch im reichen Luxemburg |
| | 35 | <i>Klaus Schneider</i> Wohlstand, Armut und Verwirklichungschancen |
| | 38 | <i>Gustav Regler</i> Wasser, Brot und blaue Bohnen |
| | 43 | <i>Anke Rietz</i> Tagelöhnerleben in der Saarregion im 19. Jahrhundert |
| | 48 | <i>Josef Reindl</i> Depression – eine Zeitgenossin |
| Literatur | 53 | <i>Edith Aron</i> Die Zeit in den Koffern |
| Kunst | 56 | <i>Sabine Graf</i> Nadelarbeit – Zeichnen, Malen, Bildhauern |
| Galerie | 63 | Zeichnungen von Peter Ondraczek |
| Fenster nach Frankreich | 68 | <i>Eva Mendgen</i> Einzigartig. Spektakulär. Tatsächlich. Das Centre Pompidou-Metz |
| In memoriam | 75 | Was schmerzt, ist die Kleinkrämerseele! Zum Tod von Roger Manderscheid |
| Musik | 79 | <i>Na-Young Shin</i> Lektionen in Hellhörigkeit Jüngste Experimente des Liquid Penguin Ensembles |

- Film** **83** *Georg Bense*
 Weggehen – zurückkommen
 Die Filmemacherin Claire Burger aus Forbach
- 89** *Wolfgang Weiß*
 Luxemburg und die bewegten Bilder
 Film und Kino im Großherzogtum – ein Blick über die Grenze
- Satire** **93** *Hans Gerbard*
 Ei nee, vierunachzisch is de Dieter gestorb, fünfunachzisch, da hann
 isch misch mit der Heckescheer geschnieht, unn sechsunachzisch is
 das Auto kaputtgang! – Jo, hascht rescht
- Rezensionen** **95** Alfred Döblin, *Meine Adresse ist: Saargemünd* (*Georg Bense*)
- 97** Martina Zöllner, *Hundert Frauen* (*Dietmar Schmitz*)
- 99** Roger Bichelberger, *Das Mädchen mit dem goldenen Stern*
 (*Hans Emmerling*)
- 100** Pascal Hugues, *Marthe und Mathilde: Eine Familie zwischen Frank-
 reich und Deutschland* (*Mirka Borchardt*)
- 102** Tanja Lieske, *Spion wider Willen* (*Thomas Glaser*)

Die Stadt – die Menschen – die Armut

»Die Stadt sieht aus wie eine Fortsetzung des Bahnhofs oder wie ein Zugang zu ihm. Die Menschen in der Straße sind wie die Passagiere zwischen zwei Zügen«, schrieb Joseph Roth 1929 in seinen *Briefen aus Deutschland* über Saarbrücken. Rund achtzig Jahre danach, an einem blauen Nachmittag im Juni, sind Hunderte von Menschen auf der Saarbrücker Bahnhofstraße unterwegs. Die wenigsten sind auf der Durchreise oder unterwegs zum Bahnhof, der, abgesehen von der Bezeichnung Eurobahnhof, kaum einen Hauch europäischer Internationalität spüren läßt. Anders auf der Straße, die dem Namen nach zum Bahnhof führen müßte, ihn nie erreicht und den Zugang dorthin der Reichsstraße überläßt. An diesem Nachmittag ist die Bahnhofstraße voll von Menschen, die Papst sind, Ballack oder Lena, die aus Lothringen kommen, aus Luxemburg. Migranten von überall. In verschiedenen Sprachen ist viel Welt unterwegs zwischen Geschäften, in Geschäften und mit Geschäften. Obwohl zugeklebte Schaufensterscheiben mehr und mehr ins Auge fallen und auch der Sex in the City durch Liebesentzug von Beate Uhse ins Hintertreffen geriet, ist die Bahnhofstraße immer noch die Shoppingmeile von Saarbrücken, in deren Getriebe man sich mit oder ohne Handy am Ohr durch den Konsumalltag treiben lassen kann. Vorbei an Männern und Frauen, die auf dem Boden knien, kauern, sitzen, mit einer Hand einen Hund festhalten, mit der anderen um Geld bitten. An diesem Juninachmittag sind es elf Menschen, die auf der Bahnhofstraße Armut sichtbar werden lassen. So wie Frankie, der obdachlos mit seinem Hund, der Rummenigge heißt, durch die Stadt zieht. Freundlich, leise um ein paar Münzen bittet. Nur wenige beachten ihn, geben ihm etwas. Daran ist er gewöhnt, sagt er, das gehört zu seinem Alltag in Saarbrücken. Er klagt nicht an, er jammert nicht. Er ist froh, wenn das Geld fürs Hundefutter zusammenkommt, denn Rummenigge ist sein einziger Freund, und der soll es gut haben. »Er ist auf meinem Kopfkissen geboren«, sagt Frankie. »Wir gehören zusammen – wie ein Paar.« Armut und Reichtum sind überall zu Hause, wo Menschen leben. In Saarbrücken und anderswo.

»Armut ist ja oft in großem Maß mit Scham verbunden. Armut versucht man zu verbergen«, sagt Thomas Hippchen, Leiter des Stadtteilbüros Alt-Saarbrücken im Interview mit den *Saarbrücker Heften*, die sich in dieser Ausgabe schwerpunktmäßig mit dem Thema Armut beschäftigen. Für die, die ihre Armut nicht verbergen wollen oder können, ist

das Stadtteilbüro Alt-Saarbrücken eine Anlaufstelle. Über Armut und Armutsrisiko an der Saar sprechen wir auch mit Jürgen Stuppi, Referent beim Paritätischen Wohlfahrtsverband Rheinland-Pfalz/Saarland, während unsere Autorin Mirka Borchardt sich mit dem Problem Leiharbeiter auseinandersetzt: »Prekäre Arbeitsverhältnisse«. Neben anderen Autoren kommt auch Julian Bernstein zu Wort: »Kotzen auf Kommando« – eine bewußt sarkastische Betrachtung von Sendungen des Privatfernsehens, die mit Arbeitslosen Quote machen wollen.

Daß auch in der Literatur Armut immer wieder in Romanen und Erzählungen thematisiert wurde und wird, ist bekannt. Auch Gustav Regler (1898–1963), einer der wichtigen saarländischen Schriftsteller, hat sich



Frankie und Rummenigge

in seinem 1932 erschienenen Roman *Wasser, Brot und blaue Bohnen* mit Armut und Erniedrigung anhand des Schicksals eines Strafgefangenen während der Weltwirtschaftskrise auseinandergesetzt. Als Rückblick auf die Geschichte unseres zeitlosen Kernthemas drucken wir einen Ausschnitt aus Reglers Roman. Ganz im »Heute« spielt dagegen der Film *Forbach* der französischen Filmemacherin Claire Burger, die ihren Film nach ihrer Heimatstadt an der deutsch-französischen Grenze benannt hat, und in dem es ebenfalls um Arbeitslosigkeit, sozialen Abstieg und Hoffnungslosigkeit geht. Um Weggehen und Wiederkommen. »Ich wollte Menschen dieser Region zeigen, die ökonomisch und sozial benachteiligt ist«, sagt Claire Burger.

»Armut ist aller Künste Stiefmutter«, sagt ein Sprichwort, und in den meisten deutschen Städten und Kommunen wird es harte Wahrheit. Der Staat ist überschuldet, die Stadtkassen sind leer, die Gemeinden sind pleite. Saarbrücken kämpft mit einer großen Schuldenlast, spart, spart noch mehr, immer mehr. Der Begriff »Prüfstand« ist das Damoklesschwert über der städtischen Kulturlandschaft. Doch es gibt nur wenig zu prüfen, kaum etwas zu streichen. Das Megaprojekt »Stadtmitte am Fluß«, fast totgeredet, verschwindet mehr und mehr in die Leere einer ausgetrockneten Kostenlandschaft. In der Saar-Lor-Lux-Region ist Saarbrücken die ärmste Metropole. Im bankenreichen Luxemburg breiten sich Wohlstand und Behäbigkeit aus, doch Kunst und Kultur werden wohlwollend gefördert. Metz, ein neuer Phoenix der Region, aufgestiegen aus der Asche einer sinistren Soldatenstadt, ist zum Symbol für kulturellen und wirtschaftlichen Aufbruch geworden. »Wie Metz Saarbrücken vormacht, was städtische Dynamik bedeutet«, überschrieb SZ-Kulturredakteur Christoph Schreiner seinen Kommentar zur Eröffnung des neuen Centre Pompidou-Metz. Für die *Saarbrücker Hefte* war Eva Mendgen in Metz, schrieb über ihre Eindrücke, fotografierte das neue Highlight in der Museumslandschaft. Fest steht, nicht nur an Geld, sondern auch an Wagemut, an Einfallsreichtum fehlt es in Saarbrücken hinten und vorne. Die Öde des Landwehrplatzes und das chaotische Durcheinander Bahnhofsvorplatz sind fest installierte Beweise. »Saarbrücken hat so etwas von einem guten Herzen hinter einem ungewaschenen Äußeren«, sagte die Baudezernentin Rena Wandel-Höfer 2008 in einem Interview mit dieser Zeitschrift. Vielleicht wäre es ja mit einem Hauch von Mut möglich, den ein oder anderen innovativen Waschgang zu programmieren, damit die Attraktivität sich auf Dauer nicht nur auf die Kneipenlandschaft des St. Johanner Markts beschränkt, von deren lärmender Mittelmäßigkeit auch nicht das Highlight einer jahrhundertealten architektonischen Umgebung ablenken kann. »Ich glaube, daß es nicht das wichtigste für Saarbrücken ist, ein paar einzelne Highlights zu haben«, sagt die Baudezernentin. Schade!

Georg Bense



Kotzen auf Kommando

Von Julian Bernstein

Die Debatte über Arbeitslose bewegt sich meist zwischen zwei Polen: zwischen geheucheltem Mitleid und offener Drohung. Ob implizit im Reality-TV oder auf direkte Art in Talksendungen, die vermeintlich erkannte Ursache von Arbeitslosigkeit ist meist: Faulheit. Doch stimmt das Bild des verkommenen, hemmungslos Chips in sich hineinstopfenden, arbeitsscheuen Sozialschmarotzers? Ist das Humankapital der deutschen Unterschicht noch zu retten? Oder ist schon alles futsch? Beinahe, aber nicht ganz. Denn es gibt noch Hoffnung – selbst nach den Kategorien der Leistungsgesellschaft.

Leistungsverweigerung 1

Die übergewichtige Regina und der leicht debil wirkende Christian mit Pferdegebiß wollen den ganzen Tag nur Sex. Und dafür haben sie auch genug Zeit, verrät die Stimme aus dem Off, denn: »Sie sind arbeitslos.« Vor dem Akt gibt es meist »erotische« Fotoshootings, solange bis Christian ganz wild ist und schließlich Regina »flachlegt«, wie er es selbst in die Kamera sagt.

In diese zarte Idylle platzt auf einmal die Tauschfrau Sandra. Sie findet diese Zustände weniger schön denn »widerlich«. Der Konflikt: Sandra will sich vom arbeitslosen Christian weder fotografieren noch »flachlegen« lassen. Zur Eskalation kommt es, als sie für Christian ein neues Sexspielzeug kaufen soll. Ihrer Verantwortung auch als Tauschmutter bewußt, widersetzt sie sich diesem Auftrag und investiert das Geld, statt »für versaute Spielchen zu sorgen«, lieber in ein Geschenk für Christians und Reginas kleine, vernachlässigte Tochter. Der folgende Streit ist der dramaturgische Höhepunkt der Sendung. Mit animalischer Wut wirft Christian Tauschfrau Sandra das Geschenk für seine Tochter hinterher. »Ich wollte sexy Unterwäsche!« Doch Sandra gibt Kontra: Sie klaut Christians und

Reginas Dildo und vergräbt ihn im Garten. Erziehung muß sein! Während des Dildo-Be-gräbnisses wird der *marche funèbre* von Chopin eingespielt.

Das Reality-Format *Frauentausch* auf RTL2 gehört zweifelsohne zu dem Höchsten, was die deutsche Fernsehkultur bislang hervorgebracht hat. In knallhartem Naturalismus wird hier der deutsche Arbeitslose entlarvt: Faul, sexbesessen und ungepflegt gibt er sich seinen atavistischen Trieben hin und vergißt dabei, sich um die Horde seiner Kinder zu kümmern, die er gedankenlos in diese Welt gesetzt hat. Doch es geht auch anders. Nicht alle Arbeitslosen lassen sich so gehen wie Christian und Regina. Um aus der Gruppe des niedrigsten gesellschaftlichen Aussatzes emporzusteigen, bedarf es in unserer Welt, in der jeder seines eigenen Glückes Schmied ist, allerdings Charakter und den Willen zur Leistung. Es gibt sie, diese Erfolgstypen des Subproletariats. Sie sind leistungsbereit.

Leistungsbereit 1

Marcel's (33) mehr als zehn Jahre wäherender polytoxikomanischer Lebensstil hat seinem physischen Erscheinungsbild übel mitgespielt: Ein hepatitisch eingefallenes Gesicht, schlechte Zähne, offene Venen und gelegentlicher Ungezieferbefall lassen ihn schon aus der Distanz als, na ja, nicht gerade attraktiven Zeitgenossen erscheinen. Wie lange wird er noch leben? Fünf Jahre, vielleicht fünfzehn? Anyway: zu spät für ein bürgerliches Dasein mit Frau, Kind, einem Beruf und eigenem Haus. So jung und das Leben schon wegge- worfen, denkt man da. Aber nein: Im Gegensatz zu Regina und Christian geht er als Ich-AG stolz einem Gewerbe nach. Sein spärliches Hartz-Geld bessert er sich durch kleine Diebstähle und ein bißchen Hehlerei auf. Billige Parfüms aus dem Drogeriemarkt sind in den städtischen Bordellen eine beliebte Ware.

Er beweist: Auch auf Hartz kann jeder ein erfolgreicher Unternehmer sein und sich durch lumpenproletarischen Heroismus seine Würde bewahren! Zuverdient ist also möglich. Dafür braucht es nur: Eigeninitiative.

Leistungsbereit 2

Und die besitzt auch die 36jährige Heike. Zwei Kinder und beruflich keine wirkliche Perspektive, widmet sie sich einem sehr klassischen Erwerbszweig. Auf einer Webseite bietet sie sich selbst bzw. ihr eigenes Fleisch zum Ersteigern an, stunden- und tageweise. Daß sie den Zenit ihrer körperlichen Attraktivität bereits seit einiger Zeit überschritten hat, ist dem finanziellen Ertrag der Auktionen nicht gerade förderlich. Doch sie schlägt Kapital aus dem, was ihr noch bleibt. Und Schande über den, der sich hängenläßt! Ihren Kindern hilfts schließlich auch. Die warten dabei meist nebenan.

Leistungsverweigerung 2

Vater Theo (54), seine Frau Gisela (56) und ihre Kinder Benni (18) und Cindy (20) sind in einer »mißlichen Situation«. Sie sind eine Hartz-IV-Familie. Dazu haben sie auch noch Cindys arbeitslosen Verlobten (Martin, 23) – eine »Schlaf-tablette« – am Hals. »Er will Bäcker werden, tut aber fast nichts dafür. Sein Arbeitsplatz ist das heimische Sofa.« Bis auf Gisela, die sich nachts bei der Post abrackert und Benni, der »immerhin noch zur Schule geht«, verbringen alle ihre Zeit damit, dumpf und faul vor sich hinzustarren. Sie leben in ihrer »Mini-Welt zwischen Sitzgruppe und Flachbildschirm«. Bei Vater Theo zeigt sich der jahrelange Schlendrian auch in seiner körperlichen Verwahrlosung: In der typischen Manie des Arbeitslosen über 50 weigert er sich, seine Haare zu schneiden. »So wie der aussieht, kriegt er nie wieder eine Chance!« Doch es gibt Hoffnung. Jürgen Hesse ist Jobcoach, Psychologe und so richtig »tapfer«. Denn er wagt sich an die »Frontlinie der Arbeitslosigkeit«, um der Hartz-IV-Sippschaft um Theo und Martin beizubringen, was Eigenverantwortung ist. Diese Güte haben sie RTL und der neuen Qualitätssendung *Endlich wieder Arbeit* zu verdanken. Es ist ein Format, das

»einen erhellenden Einblick in jenen Teil der Wirklichkeit« bietet, »der in den ideologisch moralisierenden Großdebatten meist untergeht«, erkennt Reinhard Mohr in seiner Besprechung (»Nachhilfe für die Schlaf-tablette«) für *Spiegel Online*. »Es kommt tatsächlich auf jeden Einzelnen an, die Trutzburg der eigenen Misere zu verlassen.« Mohr muß es wissen. Der frühere Autor des Frankfurter *Pflaster-Strand* und der *taz* hat in den letzten Jahren durch diverse Publikationen sein Genie bewiesen. Zu nennen wäre: *Das Deutschlandgefühl. Eine Heimatkunde*.

Leistungsbereit 3

4,42 Euro ist nicht viel für Essen und Trinken. Doch Heinz (59) hat einen Deal mit zwei Frauen vom Discounter: Das abgelaufene und überflüssige Zeugs wird eigentlich vernichtet, doch hier kommt die rousseauistische Tugend schlechthin – Mitleid – ins Spiel. Erika und Tina stellen nach Geschäftsschluß ein paar ab-



gelaufene Kleinigkeiten in den Hinterhof, die sich Heinz, in aller Heimlichkeit versteht sich, stibitzen darf. Er muß nicht einmal »containern« (so nennt sich eine unter verarmten und ökologisch angehauchten Studenten verbreitete Mode, in Abfallbehältern nach Weggeschmissenem zu suchen). Mit dieser einfachen Strategie, zu der Heinz durch ein gesundes Maß an Demut und Unterwürfigkeit befähigt ist, hat er es geschafft, sich einen kleinen Luxus zu erarbeiten. Die richtige Nische muß man finden, schon lebt sich's von ganz allein. Und nicht nur unserem Heinz ist dadurch geholfen, auch die Umwelt hat schließlich was davon. Die Überflüssigen vertilgen das Überflüssige. So ist's recht.

Leistungsbereit 4

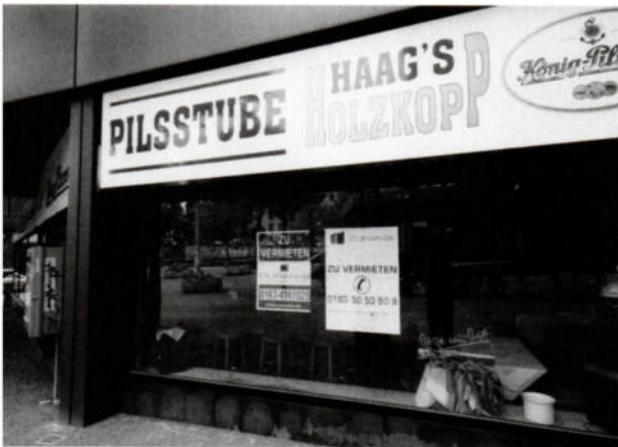
Mirko (36) ist schon seit drei Jahren auf Hartz. Nach zwei abgebrochenen Lehren und zwei Jahren Knast ist er, dem Fachjargon nach, »berufsfern«. Dennoch geht er als eine Art

Aufstocker einer Beschäftigung nach: Einmal pro Woche sucht er sich nachts einen Menschen aus, dem er – Zack! – eins überbrät. Das hat er vom Vater gelernt, dessen Zeitvertreib es war, ihn im Kindesalter hemmungslos zu verprügeln. Mirko gelingt es also, auf bereits in der frühen Kindheit erworbene Kompetenzen zurückzugreifen und sie im zweiten Arbeitsmarkt gewinnbringend einzusetzen. Er weiß: Leistung lohnt sich.

Leistungsverweigerung 3

Arno Dübel (54) ist der »glücklichste Arbeitslose Deutschlands«. Vor sechs Jahren begoß er sein dreißigstes arbeitsloses Jahr mit einem Fest. Es gab Korn, eine Menge Bier und auch schon damals mächtig Presse. Heute, pünktlich zum Urteil des Bundesverfassungsgerichts über die Hartz-Gesetze, startete er sein Comeback. Genauer: Es wurde gestartet – von den Granden der deutschen Talksendungen, Kerner, Maischberger und Co. Arno Dübel (»Arbeiten? Hahaha, das ist ja wohl lächerlich!«) steuerte die Debatte zur Prime Time in die richtige Richtung: Hartzgeld erhöhen, gar abschaffen? Alles Quatsch, mehr Repression muß her! Neben Abzocker Dübel, der böse ist, gibt es aber auch gute Arbeitslose. Bei Frau Maischberger war auch Frau Kirschberger, und Kirschberger erfüllte gekonnt die ihr zuge dachte Rolle. Das Thema Sozialhilfe war bei ihr nämlich immer »schambesetzt«. Bei diesem Wort sieht man Genugtuung in den Gesichtern der Diskutanten Florian Gerster und Heinz Buschkowsky (beide SPD). Arno Dübel läßt sich ob dieser Moralpredigt jedoch nicht beirren. Er bleibt weiter schamlos. Wenn 'ne Maßnahme droht, geht er zum Krankschreiben rechtzeitig zum Arzt, erklärt er. Und dabei hilft Arno eine gottgegebene, überlebensstrategische Gabe:

Er kann kotzen. Auf Kommando.



»Der Schlüssel liegt in den Beschäftigungsverhältnissen«

Armut und Armutsrisiko an der Saar

Mit Hans-Jürgen Stuppi, Referent beim Paritätischen Wohlfahrtsverband Rheinland-Pfalz/Saarland, sprachen die *Saarbrücker Hefte* über die strukturellen Bedingungen von Armut im Saarland und die besonderen Lebenslagen von Menschen, die ein hohes Armutsrisiko aufweisen. Ausgehend von den Ergebnissen der Sozialstudie Saar des Otto-Blume-Instituts und der Stellungnahme der Liga der freien Wohlfahrtsverbände geht das Gespräch auf die Darstellung der Ergebnisse durch die saarländische Politik ebenso ein wie auf die von Seiten der Liga gestellten Forderungen und die Schlußfolgerungen, die aus der Studie gezogen wurden.

Die Liga der freien Wohlfahrtsverbände hat auf die Veröffentlichung der Sozialstudie Saar mit einer ausführlichen und differenzierten Stellungnahme reagiert. Es gab Kritik, aber auch Zustimmung von Ihrer Seite. Wo stimmen Sie mit den Einschätzungen der Sozialstudie überein, wogegen richtet sich Ihre Kritik?

Positiv gesehen wurde, daß mit der Erstellung der Sozialstudie Saar eine alte Forderung von Seiten der Wohlfahrtsverbände und auch der Kirchen endlich in die Praxis umgesetzt wurde. Seitens der Landesregierung hatte man sich sehr geziert, das anzugehen, wohl auch vor dem Hintergrund, daß nicht nur ein positives Zeugnis für die Politik dabei herauskommt. Die politisch Verantwortlichen waren sich bewußt, daß nicht alles so rosig ist in unserem Land. Daß man dennoch den Mut gefunden hat, eine Sozialstudie Saar zu erstellen, ist von uns begrüßt worden.

Kritische Anmerkung gab es zur Analyse, insbesondere, daß gewisse Schwerpunkte wie beispielsweise die besonderen Problemlagen von Kindern und Jugendlichen sehr oberflächlich angegangen wurden und wenig Datenmaterial zusammengestellt worden ist. Das war ein zentraler Kritikpunkt. Aber hier wird Abhilfe geschaffen. Es ist von der Landesregierung eine Ergänzungsstudie in Auftrag gegeben worden an das gleiche Institut, das diese Sozialstudie erstellt hat. Diese Studie soll sich insbesondere mit dem Thema Kinderarmut beschäftigen. Dazu gibt es bereits einen Fahrplan und einen Entwurf über die Struktur. Dieser Bericht soll spätestens bis Ende dieses Jahres fertiggestellt sein.

Ein zweiter Kritikpunkt bezog sich auf die politische Darstellung nach Veröffentlichung der Sozialstudie. Man hat die nicht so negativen Elemente herausgestellt und die Punkte, die besonders problematisch sind, zum Beispiel der große Anteil von Armut im Saarland im bundesweiten Vergleich, das hat man relativiert.

Insgesamt hat die Politik vieles relativiert nach dem Motto: Es ist alles gar nicht so schlimm. Und der Ministerpräsident hat in seiner Neujahrsansprache gesagt, die Sozialstudie Saar hätte erwiesen, daß wir im Saarland nicht das Armenhaus der Republik sind. Fakt ist aber – und das zeigen ja viele Statistiken aus der Sozialstudie –, daß wir, was die Armutsproblematik, die Arbeitslosigkeit und die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten angeht, auf dem Niveau der neuen Bundesländer liegen und hinter den alten Bundesländern hinterherhinken.

Letztendlich, wenn alle Daten berücksichtigt werden, kommt heraus, daß unsere Infrastruktur, die Versorgungslage, die wirtschaftliche und finanzielle Leistungsfähigkeit in unserem Bundesland insgesamt sehr dünn sind. Wir haben unsere Strukturprobleme aus den sechziger, siebziger Jahren bis heute nicht überwunden. Und es wird immer schwieriger aus diesem Loch herauszukommen. Das war für uns in der Analyse ein Stückchen der ungeschminkten Wahrheit, der man nach unserer Auffassung ins Auge blicken muß. Die Politik hat das zu sehr relativiert und die Brisanz heruntergespielt.

Welche Wege der Armutsbekämpfung sehen Sie, um dem in der Sozialstudie und auch von der Liga klar beschriebenen Armutsrisiko im Saarland zu begegnen?

Ein Schlüssel, um Armut zu bekämpfen, liegt nach meiner Auffassung in der Beschäftigungssituation, das heißt, in der Gewährung und der Möglichkeit von Teilhabe an Arbeit. Und zwar darin, ein Einkommen zu ermöglichen, das Menschen oder Familien unabhängig von staatlichen Transferleistungen macht. Das heißt also: Es ist wichtig, daß Menschen in Arbeit sind, die ihnen den Broterwerb si-



chert. Diese Arbeitsverhältnisse müssen sozialversicherungspflichtig sein. Sie müssen auch so geartet sein, daß Menschen für die Zukunft gewappnet sind, das heißt, Rentenversicherungsansprüche erworben werden, um auch der Altersarmut zu begegnen. Der Schlüssel der Armutsbekämpfung, ich wiederhole das hier gerne noch einmal, liegt in Beschäftigungsverhältnissen, die sozialversicherungspflichtig sind, die oberhalb von Grundsicherungsleistungen liegen, so daß ein Anreiz gegeben ist für die Menschen, diese Arbeitsplätze einzunehmen. Dadurch wird auch Kinderarmut verhindert, indem Familien unabhängig werden von staatlichen Transferleistungen.

Um dies zu erreichen, ist eine gute Arbeitsmarktpolitik sowie eine gute Verzahnung von Arbeitsmarkt-, Wirtschafts- und Finanzpolitik notwendig. Die Schaffung von Arbeitsplätzen ist eine zentrale Aufgabe der Wirtschaft. Von Seiten des Staates sind die entsprechenden Rahmenbedingungen zu entwickeln, damit Firmen auch Arbeitskräfte einstellen. Und eine andere zentrale Forderung für uns ist es, für Menschen, die auf dem regulären Arbeitsmarkt nicht mehr unterkommen können, auf Grund von persönlichen Begrenzungen oder fehlenden Qualifikationen, auf Grund von fehlendem Bedarf am Arbeitsmarkt selbst – daß für diese Menschen Arbeitsplätze in

einem sogenannten dritten Arbeitsmarkt zur Verfügung gestellt werden müssen. Es ist also ein sozialer Arbeitsmarkt, ein gemeinnütziger Arbeitsmarkt einzurichten, der diesen Namen verdient.

Es gibt im Saarland einen recht großen Anteil von Langzeitarbeitslosen. Vor dem Hintergrund der persönlichen Situation und vor dem Hintergrund der mangelnden Nachfrage nach diesen Menschen – auch wegen ihrer fehlenden Qualifikationen –, ist sicher, daß sie perspektivisch sehr wenig Chancen auf einen regulären Arbeitsplatz haben werden, wenn er nicht subventioniert wird. Für sie muß ein sozialer oder gemeinnütziger Arbeitsmarkt eingerichtet werden. Die neue Arbeitsministerin Frau Kramp-Karrenbauer hat dazu in den letzten Wochen einige Vorstöße unternommen.

Diese Arbeitsplätze müssen entsprechend ausgestaltet sein, auch strukturell. Sie müssen sozialversicherungspflichtig sein, um Altersarmut zu verhindern. Die Menschen müssen auch arbeitslosenversichert sein. Die Strukturen für diesen dritten Arbeitsmarkt müssen so sein, daß die Menschen unabhängig von weiteren Transferleistungen leben können. Da arbeiten im Moment viele Arbeitsmarktexperten dran. Es sind noch viele Detailfragen zu diskutieren, bis man hier zu entsprechenden Ergebnissen kommt. Aber die Entwicklung geht in diese Richtung.

Also, noch einmal: Schlüssel aller Möglichkeiten ist die Schaffung von Arbeitsverhältnissen, die ein Einkommen sichern, das Armut verhindert. Alles andere schließt sich daran an. Die einzelnen problematischen Lebenslagen bauen darauf auf, sowohl im positiven als auch im negativen Sinn.

In den vergangenen Jahren sind viele Menschen über Leiharbeitsfirmen oder Leiharbeit in Arbeit gekommen und haben damit einen Wiedereinstieg in Arbeit erhalten. Allerdings kann und muß man kritisieren, daß diese Arbeitsverhältnisse nicht dem entsprechen, was Sie fordern: feste, sozialversicherungspflichtige Arbeitsverhältnisse, die dazu befähigen, daß Menschen ohne Transferleistungen auskommen. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Der Leiharbeitsmarkt hat Licht- und Schattenseiten. Die positive Seite liegt darin, daß Menschen, die über eine Qualifikation verfügen, die aktuell vom Markt nicht gefordert ist, oder ein Arbeitgeber nicht die Ressourcen hat, um eine dauerhafte Beschäftigung anbieten

zu können, dennoch als Leiharbeiter unterkommen und darüber unter Umständen auch wieder einen festen, regulären Arbeitsplatz finden. Also für vorübergehende betriebliche personale Engpässe, oder um zwischen Arbeitsplätzen zu wechseln und dann einen Einstieg zu finden in eine reguläre Beschäftigung, ist das nicht zu verurteilen. Was sich aber gezeigt hat, ist, daß dieses Instrumentarium mißbraucht wurde, um Lohndumping zu betreiben. Es haben viele Firmen an Leiharbeitgeschäften verdient. Durch massiven Wettbewerb wurden die Löhne gesenkt, und vielfach wurde das eigene Personal unter Druck gesetzt, günstiger, das heißt, zu schlechteren Konditionen zu arbeiten.

Das ist nicht das Instrumentarium, an das ich denke. Ich denke an Menschen, die nicht die notwendigen Qualifikationen haben aufgrund ihrer Biographie, die behindert sind, die nicht die entsprechenden schulischen Abschlüsse haben, die einfach nicht die Ressourcen haben, um dem gerecht zu werden, was in der hochinnovativen Wirtschaft aktuell an Facharbeitskräften gebraucht wird. Der ganze Niedriglohnbereich, der Bereich der Arbeitsplätze für Geringqualifizierte schrumpft immer weiter. Es werden immer mehr Fachkräfte mit hohem Spezialwissen benötigt. Gleichzeitig haben wir Schulabgänger, die dem nicht gerecht werden, wir haben hierzulande immer noch eine hohe Schulabbrecherquote von rund acht Prozent. Bei uns leben nach wie vor Menschen mit Migrationshintergrund mit schlechten Deutschkenntnissen.

Wir haben viele Menschen mit allen möglichen Formen von Behinderung, die den Ansprüchen des ersten Arbeitsmarktes nicht gerecht werden. Das heißt, für diese Menschen, die mit ihrer Qualifikation nicht unterkommen, muß etwas anderes geschaffen werden. Und da sagen wir: Wir brauchen für diesen Personenkreis eine gemeinnützige Beschäftigung und Arbeitsplätze, die auf Dauer angelegt sind – ein dauerhaft geförderter sozialer Arbeitsmarkt, damit diese Menschen nicht in die Armutsfalle tappen. Das ist der Unterschied: Daß diese Menschen nicht von Maßnahme zu Maßnahme hoppen – beispielsweise ein halbes Jahr irgendwo als Ein-Euro-Jobber drin sind und später wieder zurück in die Grundsicherung fallen bzw. in den ALG-II-Bezug und dann darauf warten, daß noch einmal eine Maßnahme kommt. Das hilft den

Menschen nicht weiter, sondern führt nur zu Not, Resignation und Verelendung. Und das ist auch der Weg in Armutskarrieren in diesen Familien, die unter Umständen schon Arbeitslosigkeit in der zweiten und dritten Generation erfahren haben mit allen Folgewirkungen, bis dahin, daß eventuell der »Berufswunsch« entsteht: »Wenn ich groß bin, werde ich auch Hartz IV«.

Sie haben bereits darauf hingewiesen, daß viele Hilfstätigkeiten im industriellen Bereich weggefallen sind. Wo wollen Sie für dieses riesige Heer Jobs herbekommen? Welche Tätigkeiten verstehen Sie denn konkret darunter?

Das ist ganz sicher eine große Aufgabe. Häufig wird – ganz lapidar – beispielsweise geäußert: Wir haben genug Arbeit für diese Menschen, in der Kinderbetreuung oder in der Versorgung von älteren Menschen, in der Pflege oder in ähnlichen Bereichen. So einfach ist es jedoch nicht, weil in diesen Bereichen hochkompetente Menschen benötigt werden – auch in der Pflege –, wobei es dort auch einen relativ hohen Bedarf an Hilfs- oder unterstützenden Kräften gibt. Also in diesen Dienstlei-





stungsbereichen werden sowohl Spezialisten gebraucht, aber ebenso viele Hilfskräfte mit einer entsprechenden Basisqualifikation, die dort noch ihren Platz finden können.

Diese Menschen können im Dienstleistungsbereich am Markt orientiert arbeiten, zum Beispiel bei den sogenannten haushaltsnahen Dienstleistungen, etwa um ältere Menschen in ihrem Stadtteil so lange wie möglich zu unterstützen und ein längeres Verbleiben in ihrer Wohnung zu ermöglichen. Insgesamt in Bereichen, die sich unternehmerisch nicht rechnen. Da ist sicher Kreativität gefordert.

Bezahlen müssen diese Tätigkeiten aber zumeist die Kommunen, die – zu Recht – beklagen, daß sie kein Geld mehr haben.

Die Kommunen sollten sich beteiligen. Primär gefordert ist aber der Bund über seine ALG-I- und ALG-II-Zuständigkeit. Alle Forderungen, eine Verbesserung der Situation zu ermöglichen, sind mit Kosten verbunden. Armutsprävention zu betreiben und Armut abzubauen, ist immer verbunden damit, Geld in die Hand zu nehmen für Infrastruktur, Familienberatungsstellen beispielsweise oder gute Kindertageseinrichtungen. Dann geht es weiter mit einer guten schulischen Versorgung, der Einrichtung von gebundenen Ganztagschulen, in denen Kinder wirklich vom Morgen bis zum Nachmittag beschult werden, aber auch betreuende und Unterstützungsangebote bekommen. Damit Schulen auch ein Ort des Lebens werden und ein Ort, wo Kin-

der wirklich Qualifikationen erwerben können, auch sozial Schwächere oder Kinder aus sozial schwächeren oder ärmeren Familien.

Also solche Angebote wie in Frankreich?

In Frankreich ist auch nicht alles Gold, was glänzt. Wir haben bereits ein paar echte gebundene Ganztagschulen im Saarland. Diese Form muß ausgebaut werden, auch um die Armutsvererbung zu verhindern, beziehungsweise den negativen Kreislauf zu durchbrechen. Arme Familien in der zweiten oder dritten Generation mit vielen Zeiten der Arbeitslosigkeit entwickeln häufig unerwünschte soziale Haltungen. Bei den Alleinerziehenden haben wir einen überdurchschnittlich hohen Anteil an Armut und Armutsrisiko, was dazu führen kann, daß die Kinder immer weniger Bildungschancen haben in unserem System.

Eine fatale Situation finden wir auch bei Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund: Die entsprechenden Analysen und Statistiken hinsichtlich des Schulbesuchs und der erworbenen Abschlüsse zeigen, daß es an vielen Stellen hakt. Beispielsweise ist der Anteil von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund, die einen gehobenen Abschluß machen, im Verhältnis zu Kindern ohne Migrationshintergrund weitaus geringer. Das heißt verallgemeinert, daß die Kinder mit Migrationshintergrund bei uns die Hauptschule, unter Umständen noch die erweiterte Realschule besuchen, und dann ist für die meisten Schluß. Die wenigsten schaffen es ins Gymnasium und tatsächlich bis zum Abitur oder bis zur Fachhochschulreife. Der Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund in den Hauptschulen ist überproportional und der in den Sonderschulen oder Förderschulen ebenfalls. Das gleiche gilt für Kinder, die aus ärmeren Verhältnissen kommen. Das heißt, je ärmer die Familien oder je geringer die finanziellen Möglichkeiten sind, desto geringer ist der Bildungsabschluß, desto höher ist die Schulabbrecherquote. Das gleiche gilt umgekehrt: Je höher der Bildungsstand der Eltern, desto höher die Wahrscheinlichkeit, daß ein entsprechend höher qualifizierter Schulabschluß erreicht wird.

Investition in Bildung ist ein weiterer Schlüssel, den negativen Kreislauf zu durchbrechen. Das hat die Landesregierung als Problem auch erkannt. Aber der große Wurf sind beispielsweise die Angebote von freiwilligen

liger Ganztagschule nach wie vor nicht. Zum einen, weil diese Angebote freiwillig sind, und ein durchgängiges Konzept der Bildungsmittlung, das heißt, von schulischer Bildung und lebensweltpraktischer Anleitung und Unterstützung aus einem Guß, liegt nicht vor. Es wird zwar kooperativ mit den freien Trägern gearbeitet. Aber die notwendige finanzielle Ausstattung für eine vernünftige, gute Betreuung am Nachmittag und für entsprechende Öffnungsprozesse hin zu Kultur und Sport ist nach wie vor nicht gegeben. Wir haben hier eine Schmalspurbetreuung und eine Schmalspur-Ganztagschule, und ich zweifle daran, daß man mit dieser Schmalspur-Ganztagschule dem gerecht wird, was man unter Bildungsgerechtigkeit versteht.

Für Jugendliche mit Migrationshintergrund, die die Schule abbrechen, gibt es erste Ansätze, sie mit speziellen Fördermaßnahmen nochmals ins Boot zu holen, Nachqualifizierung zu betreiben, so daß sie ihren Hauptschulabschluß machen können. Hier sind auch die Industrie- und Handelskammer und die Handwerkskammern gefragt. Diese haben erkannt, daß sie diese Menschen brauchen.

Im Bereich der Erwachsenen haben wir das besondere Problem, daß Menschen mit Migrationshintergrund, die aus verschiedenen Ländern dieser Erde kommen, unter Umständen schon Schul- oder Berufsabschlüsse haben, die bei uns nicht anerkannt sind, wie zum Beispiel Ärzte aus der Ukraine oder aus dem Iran. Hier geht es darum, Möglichkeiten zu finden, daß die ausländischen Berufsabschlüsse mit einer entsprechenden Nachweisführung und einer Qualifikationsabfrage hier auch anerkannt werden, damit diese Menschen stärker am gesellschaftlichen Leben teilhaben können.

Eine der in den vergangenen Jahren immer wieder genannten Gruppen, die von Armut in besonderem Maße bedroht ist, sind ältere Menschen. Wie sieht das Armutsrisiko bei dieser Personengruppe im Saarland aus?

Die Liga der Wohlfahrtspflege hat darauf hingewiesen, daß eine Kostenlawine zu befürchten ist, die in den nächsten zehn, zwanzig Jahren auf uns zurollen wird. Zum einen konstatieren wir, daß die Alterspyramide eine andere sein wird. Der Anteil von Über-60- bis 70jährigen hier im Saarland ist überproportional. Wir haben bundesweit die geringste Geburtenrate. Gleichzeitig haben wir eine beson-

ders stark gealterte Bevölkerung. Wenn wir in den letzten zehn, zwanzig, dreißig Jahren hier eine relativ gute Situation der älteren Menschen, was die finanzielle Ausstattung angeht, zu verzeichnen hatten, dann lag das an unserer Montanindustrie. Die Männer und teilweise die Frauen waren anders versorgt. Die Männer waren häufig ihr ganzes Leben lang in der Montanindustrie tätig, sie hatten Versorgungsansprüche entwickelt und an ihre Frauen in Form von Witwenrenten weitergegeben. Davon konnte man relativ gut leben.

Seit einigen Jahren beobachten wir, daß es durch die Krisensituation der Industrie immer mehr Menschen gibt, die ganz geringe Rentenansprüche erworben haben. Das heißt, der Anteil von Menschen, die zukünftig auf Grundsicherung angewiesen sein werden, wird immer größer. Die prekären Beschäftigungsverhältnisse, wo nur wenig oder nur phasenweise etwas zurückgelegt oder in die Rentenversicherung eingezahlt werden kann, dieser Anteil wird immer größer. »Riestern« bei prekären Beschäftigungsverhältnissen oder »Riestern« mit Hartz IV gibt es kaum, obwohl immer wieder Werbung dafür gemacht wird. Investieren wir heute nicht in diesen Bereich durch sozialversicherungspflichtige Beschäftigungsverhältnisse, dann holt uns dies



in zehn bis zwanzig Jahren durch Grundsicherungsleistungen wieder ein. Davor verschließt die Politik die Augen. Wie in anderen Bereichen müssen wir konstatieren: Ein Problem wird dann angegangen, wenn die Karre gegen die Wand gefahren ist. Und dann macht alles »mein Gott, es ist ein neues Problem entstanden«, auch wenn wir hinsichtlich der demographischen Entwicklung seit mehr als dreißig Jahren wissen, wie sie aussieht. Genauso verhält es sich mit der Altersarmut. Wir haben im Saarland eine besondere Kopplung: Wir haben relativ hohe gesundheitliche Risiken – auch durch die »Altlasten« der Montanindustrie –, und die gesundheitlichen Beeinträchtigungen von älteren Menschen sind per se überproportional hoch.

Eine weitere Gruppe, die oft in der Diskussion herausgestellt wird, sind Alleinerziehende. Auch für diese gilt, daß sie ein besonders hohes Armutsrisiko haben. Auf die speziellen Auswirkungen auf die Kinder haben Sie ja bereits hingewiesen.

Die Sozialstudie hat durch Interviews mit Alleinerziehenden die Situation ganz gut herausgearbeitet. Es sind Einzelfälle nachgezeichnet worden, die sehr anschaulich die Lebenslagen von Alleinerziehenden darstellen, deren Lebensumfeld und Versorgungssituation und deren Lebenswirklichkeit erhellen: unsichere Unterhaltszahlungen von Seiten der ehemaligen Ehemänner und häufig ein Leben mit ALG-II-Leistungen. Dazu kommt, daß auf-

grund der familiären Situation diese Frauen am Arbeitsmarkt nur begrenzt einen Platz finden können. Häufig fehlt die Qualifikation. Sie waren Ehefrauen, hatten vielleicht nur einen ersten beruflichen Einstieg und den Beruf zugunsten der Familie und der Kinder dann aufgegeben, waren längere Zeit nicht mehr im Beruf und stehen nun ohne alles da: Die Qualifikation, wenn sie eine hatten, ist längst überholt und wird am Markt nicht mehr gebraucht. Die Frage ist, wie bekommen diese Frauen wieder Zugang zum Arbeitsmarkt. Also, das ist schon eine große Herausforderung, für diese alleinerziehenden Frauen eine adäquate Arbeitsstelle zu finden, sie dafür zu qualifizieren und gleichzeitig dafür zu sorgen, daß die Kinder während der Arbeitszeit auch gut versorgt sind.

An diesem Beispiel wird deutlich, daß, wenn wir einen sozialen, dritten Arbeitsmarkt haben mit einer Beschäftigungsgarantie über längere Zeit, dann könnten diese Frauen ganztägig im sozialen Arbeitsmarkt tätig sein, wenn parallel dazu die Kinder in einer guten Ganztagschule wären und ein gutes Unterstützungs- und Beratungssetting zur Verfügung stünde. Dann hätten wir viel erreicht. Dann wären die Alleinerziehenden und ihre Kinder aus der Armutsfalle raus.

Für die *Saarbrücker Hefte*: Georg Bense und Herbert Temmes.



Prekäre Dimensionen der Zeitarbeit

Von Mirka Borchardt

Armut ist nicht einfach »ein Zustand, in dem Menschen unzureichende Einkommen beziehen«,¹ wie ein populäres Lehrbuch der Ökonomie erklärt. Armut betrifft die Gesamtheit der Lebenslage, so wie der Soziologe Otto Neurath sie 1931 beschrieb: »Die Lebenslage ist der Inbegriff aller Umstände, die verhältnismäßig unmittelbar die Verhaltensweisen eines Menschen, seinen Schmerz, seine Freude bedingen.«² Die Abwesenheit von materieller Armut allein garantiert noch keine Lebensqualität. Arbeit und Armut sind untrennbar verbunden: ein ausreichendes – existenzsicherndes – Einkommen ist Voraussetzung für eine zufriedenstellende Lebenslage. Doch die einfache Gleichung: ohne Arbeit erhöhtes Armutsrisiko und mit Arbeit relative Sicherheit vor Armut – geht heute weniger auf denn je. Prekäre Beschäftigungsverhältnisse haben in den letzten Jahren exponentiell zugenommen. Besonders betroffen vom Prekaritätsrisiko sind die sogenannten atypischen Beschäftigungsformen, die im Unterschied zu Normalarbeitsverhältnissen keine langfristigen und existenzsichernden Anstellungen bieten. Dazu gehören zum Beispiel Teilzeitarbeit, befristete Beschäftigung, projektbezogene Vollzeitarbeit, geringfügige Arbeit und Leiharbeit.

Atypisch Beschäftigte sind häufiger armutsgefährdet als Festangestellte in einem Normalarbeitsverhältnis. Die Statistiken machen die Armutsgefährdung von der Einkommenssituation abhängig, mit der man eine meßbare Größe hat. Doch Armut ist eben nicht nur ein Bereich unterhalb der Niedriglohngrenze. Armut in der Erwerbstätigkeit, prekäre Beschäftigung genannt, hat viele Dimensionen: Dazu gehört selbstverständlich die Entlohnung, ebenso betrifft es aber die Frage nach dem rechtlichen Schutz und der Arbeitsqualität, nach der Mitbestimmung am Arbeitsplatz und der sozialen Integration und nicht zuletzt nach der sozialen Anerkennung, die gerade in der deutschen Arbeitsgesellschaft nicht gewährt wird, wenn nicht »geschafft« wird.

»Prekarisierung« ist zu einem populären Schlagwort geworden. »Prekär« heißt nichts anderes als »unsicher«, »risikoreich«, »mißlich« oder »schwierig«. Die »Prekarisierung der Arbeitswelt« bedeutet also zunehmende Unsicherheit – in Bezug auf den Arbeitsplatz und in Bezug auf die Lebensgrundlage.

Leiharbeit

Ein interessantes Phänomen auf dem Arbeitsmarkt ist die Leiharbeit, eine besondere Form der atypischen Beschäftigung, die vor der Finanzkrise einen regelrechten Boom erlebt hat: Zwischen 2003 und 2008 stieg die Zahl der Leiharbeiter von knapp 330 000 auf über 800 000; die Zahl der Leiharbeitsfirmen stieg um mehr als das Doppelte.³ Der Leiharbeit wird häufig vorgeworfen, daß sie die Charakteristika prekärer Arbeit beispielhaft erfülle. Von Unternehmerseite dagegen ist zu hören, daß Zeitarbeit gerade für Arbeitslose die Chance schlechthin sei, wieder in reguläre Beschäftigung zu finden.

Der Ausdruck »Leiharbeit« wird vor allem von Gewerkschaften verwendet, um das grundlegende Kennzeichen der Zeitarbeit zu unterstreichen: Arbeitnehmer werden von einem »Verleiher«, der Zeitarbeitsfirma, an einen »Entleiher«, den Kunden, verliehen. Unternehmer dagegen sprechen lieber von Zeitarbeit. Der Arbeitnehmer ist nur auf Zeit in einem bestimmten Unternehmen tätig, will dieser Ausdruck sagen und damit dem Kunden gleich vor Augen führen: Für den Zeitarbeitnehmer muß nicht auf Dauer Verantwortung übernommen werden. Bei Bedarf kann der Zeitarbeitnehmer ohne großen Aufwand und quasi kostenlos wieder »freigesetzt« werden. Mittlerweile trifft aber der Ausdruck »Zeitarbeit« den Nagel nicht mehr auf den Kopf: Wurde die Zeitarbeit früher eingesetzt, um Auftragsspitzen abzubauen und kurzfristigen Ersatz für ausfallende Stammkräfte zu mobi-



lisieren, so wird sie zunehmend strategisch genutzt, als Sicherheitsnetz für die Kapitalrendite oder die Profitabilität des Unternehmens.⁴ Das bedeutet, daß der Zeitarbeitnehmer zum Zweck der Einsparung von Lohn- und vor allem Entlassungskosten eingestellt wird. Wenn die Aufträge plötzlich zurückgehen, weil zum Beispiel der Zusammenbruch des Immobilienmarktes in den USA eine internationale Finanz- und Wirtschaftskrise auslöst, wird er der erste sein, der gehen muß. Für den Unternehmer hat diese flexible Beschäftigungsform den Vorteil, daß er unabsehbare Schwankungen auf dem Finanzmarkt mit niedrigen Personalkosten ausbalancieren kann.

Zeitarbeit wird typischerweise vor allem in solchen Branchen genutzt, in denen die Löhne relativ hoch sind, damit sich der Einsatz von Zeitarbeit aufgrund der großen Lohndifferenz auch lohnt – wie beispielsweise in der Automobilbranche. Das Saarland steht hinsichtlich der Zeitarbeiternutzung im bundesweiten Vergleich an dritter Stelle. Saarländische Zeitarbeitnehmer hat die Krise also besonders hart getroffen. Bis Ende Juni 2009 verloren knapp 3000 Leiharbeiter, fast ein Drittel, ihre Arbeit. Der Anteil der Leiharbeiter an allen Erwerbstätigen ist zwar vergleichsweise gering – im Saarland liegt er bei 2,2 Prozent⁵ – allerdings läßt das exponentielle Wachstum der Branche bis 2008 darauf schließen, daß diese Beschäftigungsform auch in Zukunft weiter an Bedeutung gewinnen wird.

Das überproportionale Wachstum dieser Branche hat seinen Grund: Volker Hielscher vom Saarbrücker ISO-Institut für Sozialforschung und Sozialwirtschaft hat festgestellt, daß immer dann ein Anwachsen der Leiharbeiteranzahl zu verzeichnen war, wenn die Gesetze für den Leiharbeitereinsatz gelockert wurden. 2003 sorgten die Hartz-Gesetze für eine einschneidende Deregulierung der Zeitarbeit. Damals wurde das sogenannte Synchronisationsverbot aufgehoben, das die Einstellung eines Arbeitnehmers bei einem Zeitarbeitsunternehmen nur für die Dauer eines einzigen Einsatzes beim Entleiher untersagte. Ebenfalls aufgehoben wurden das Wiedereinstellungsverbot sowie die Überlassungshöchstdauer. Damit darf ein Zeitarbeitnehmer immer wieder von derselben Zeitarbeitsfirma eingestellt und unbegrenzt bei demselben Entleihbetrieb eingesetzt werden. Ursprünglich verfolgten diese Gesetze den Zweck, einerseits zu verhindern, daß Zeitarbeitsfirmen ihre Beschäftigtenzahlen an die saisonal und konjunkturell schwankende Nachfrage nach Zeitarbeitsleistungen anpassen könnten. Andererseits sollte ein längerfristiger Ersatz der Stammarbeitskräfte durch Zeitarbeiter unmöglich gemacht werden.⁶ Als Kompensation für die Aufhebung dieser Sicherheitsmaßnahmen wurde der Grundsatz des »equal pay« und »equal treatment« eingeführt; Zeitarbeiter müssen also prinzipiell die gleiche Entlohnung und Behandlung erfahren wie die Stammarbeiter. Es sei denn – und das ist die Crux an der gan-

zen Sache – ein Tarifvertrag legt abweichende Regelungen fest. Genau dies ist das Einfallstor für Prekarität in der Zeitarbeit.

Prekaritätsmerkmal Entlohnung

Eine Studie der Hans-Böckler-Stiftung fand heraus, daß die Wahrscheinlichkeit, für einen Prekaritätslohn⁷ arbeiten zu müssen, für den Leiharbeiter 7,5mal so groß ist wie für den Festangestellten im Normalarbeitsverhältnis.⁸ Im Vergleich zur Stammebelegschaft verdient ein Zeitarbeiter 30 bis 40 Prozent weniger.⁹ 13 Prozent der saarländischen Zeitarbeiter beziehen aufstockende Leistungen nach Hartz IV. Oder umgekehrt ausgedrückt: jeder zehnte saarländische »Aufstocker« war 2009 als Zeitarbeiter tätig. »Das zeigt, daß in keiner anderen Branche das Verarmungsrisiko von Beschäftigten größer ist und wir dieses Lohndumping über Hartz IV und damit unsere Steuern mitfinanzieren müssen«, konstatiert Wilhelm Adamy, Bereichsleiter für Arbeitsmarktpolitik des DGB.

Wie kann man Abhilfe schaffen? Die einfachste Lösung, so könnte man denken, wäre doch, als Gewerkschaft keine Tarifverträge mit den Zeitarbeitsverbänden mehr abzuschließen. Dann wären die Zeitarbeitsfirmen gezwungen, gleichen Lohn für gleiche Arbeit zu zahlen. Patrick Selzer, Zweiter Bevollmächtigter der Verwaltungsstelle Saarbrücken der IG Metall, schließt diese Lösung aus. Wenn die DGB-Gewerkschaften sich weigerten, Tarifverträge abzuschließen, so überließen sie damit den christlichen Gewerkschaften das Feld, sagt er. Die haben in letzter Zeit von sich Reden gemacht, weil bekannt wurde, daß sie mit Zeitarbeitsverbänden extrem niedrige Löhne vertraglich festgelegt haben. Immer noch wird vorm Arbeitsgericht Berlin deren Tariffähigkeit verhandelt. »Die Folge wäre«, so Selzer, »daß Stundenlöhne von fünf Euro, drei Tage Kündigungsfrist und noch viele weitere inakzeptable Arbeitsbedingungen die Regel für die Leiharbeiter wären.« Die Tariföffnungsklausel, so fordern die Gewerkschaften deswegen, muß ganz abgeschafft werden. Damit gälte der von der Politik offiziell vertretene Grundsatz des »equal pay« und »equal treatment« tatsächlich.

Eine weitere Möglichkeit wäre, die Zeitarbeitsbranche ins Arbeitnehmer-Entsendege-

setz (AEntG) aufzunehmen. Damit würde ein flächendeckender Mindestlohn für die Zeitarbeit eingeführt. Selzer hält den Mindestlohn für ambivalent, denn damit hätte der Zeitarbeiter dennoch »zum Sterben zuviel, zum Leben zuwenig«. Das Problem der prekären Beschäftigung sei damit noch nicht gelöst, aber der Lohnspirale nach unten wäre zumindest ein Riegel vorgeschoben. Die Diskussion um den Mindestlohn ist besonders dringend, weil ab Mai nächsten Jahres Arbeitnehmer aus acht weiteren ost- und mitteleuropäischen Ländern vollen Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt erhalten und damit die Gefahr des Lohndumpings noch größer wird. Arbeitsministerin von der Leyen erkennt das Problem durchaus an. Große Eile scheint sie indes nicht zu haben: Ihre Lösung ist, daß »die Tarifparteien der Zeitarbeit rasch ihre Hausaufgaben machen«. ¹⁰ Es gibt aber Beispiele dafür, daß es auch ohne Mindestlohn nicht unbedingt prekär werden muß. Für die Adecco-Zeitarbeiter, die bei Ford am Standort Saarlouis eingesetzt werden, hat die IG Metall den Tariflohn der Metallbranche durchgesetzt. Sie waren jedoch die ersten, die aufgrund des krisenbedingten Auftragsrückgangs gehen mußten. Von einem Tag auf den anderen wurden die 204 Zeitarbeitskräfte abgemeldet.



Prekaritätsmerkmal: Rechtsschutz und Sicherheit

Damit zeigt sich ein anderes Prekaritätsmerkmal: die rechtliche Schlechterstellung, die vor allem den Kündigungsschutz betrifft. Es herrscht eine grundlegende Unsicherheit der Beschäftigten, wie lange sie noch Geld verdienen. 2009 dauerte ein Fünftel aller Arbeitsverhältnisse zwischen Verleihern und Leiharbeitnehmern im Saarland unter einer Woche, knapp die Hälfte unter drei Monaten.¹¹ Bei Ausländern ist die Verweildauer sogar noch geringer, wie eine Studie des IAB belegt.¹² Das widerlegt den vielbeschworenen »Klebeffekt«, wie die angebliche Brückenfunktion von Zeitarbeit in reguläre Beschäftigung bezeichnet wird. Dies war auch das Argument für Rot-Grün, die Sicherheitsvorkehrungen 2003 zu lockern: Über die Deregulierung sollten mehr Menschen in Arbeit gebracht werden, vor allem solche, die als schwer vermittelbar gelten. Von Unternehmerseite wird dieses Argument immer wieder vertreten. »Zeitarbeit ist das perfekte Sprungbrett, wieder in den Job zu kommen«, sagt beispielsweise Dominik Schmitt, Geschäftsstellenleiter der Zeitarbeitsfirma TUJA in Saarbrücken. Sein Kollege Wolfgang Schwartz, Inhaber der regionalen Zeitarbeitsfirma WIS W. Schwartz Personaldienstleistungen GmbH, berichtet, daß in den letzten zwei Jahren etwa 150 seiner Mitarbeiter übernommen wurden. Laut Bundesagentur für Arbeit bleiben im Saarland durchschnittlich nur elf Prozent »kleben«. Leiharbeit ist in vielen Fällen eine Brücke in Leiharbeit, wenn nicht wieder zurück in die Arbeitslosigkeit. Nur ein Fünftel der neu eingestellten Zeitarbeiter war zuvor nicht arbeitslos oder bei einer anderen Zeitarbeitsfirma tätig. Mit dem Funktionswandel von Zeitarbeit vor allem im gewerblichen Bereich geht auch eine Tendenz zur Schließung des externen Arbeitsmarktes einher.¹³ Das bedeutet, daß es schwieriger wird, eingestellt zu werden, ohne vorher als Leiharbeiter tätig sein zu müssen. Freigewordene Stellen in der Produktion bei Ford werden beispielsweise nur noch durch ehemalige Zeitarbeitskräfte besetzt. Das latente Versprechen auf Übernahme wiederum kann auch eine den Entleihbetrieben durchaus willkommene disziplinierende Wirkung haben. Und zwar sowohl auf Leiharbeits- wie auch auf Stammkräfte. Leiharbeiter stehen

unter dem permanenten Druck, sich beweisen zu müssen und so ihre Chancen zu vergrößern, sollte der Glücksfall »Übernahme« doch einmal eintreten. Die Soziologen Hajo Holst, Oliver Nachtwey und Klaus Dörre sprechen in ihrer Studie über den Funktionswandel von Leiharbeit sogar von »inszenierten Aufstiegschancen«, die dazu dienen sollen, »Disziplinierung wie aber auch Motivation der Leiharbeiter in regelmäßigen Abständen zu aktualisieren.«¹⁴ Es ist aber nicht nur die Hoffnung auf ein reguläres Arbeitsverhältnis, die den Leiharbeiter antreibt, sondern auch das Wissen darum, bei der kleinsten Verfehlung gefeuert werden zu können. In der Saarbrücker Niederlassung der Telekom-Tochter Vivovento beispielsweise besteht fast der gesamte Kundenservice aus Zeitarbeitskräften. Der ehemalige Mitarbeiter Johannes Schmidt¹⁵ berichtet von einem enormen Leistungsdruck. Dazu kam, daß die Mitarbeiter aus verschiedenen Zeitarbeitsfirmen rekrutiert und dementsprechend unterschiedlich bezahlt wurden, was das angespannte Arbeitsklima zusätzlich verschlechterte. Johannes Schmidt wurde gekündigt, weil er ein privates Telefongespräch geführt hatte.

Dort, wo Stammkräfte und Leiharbeiter die gleichen Tätigkeiten verrichten, wirken die Leiharbeiter als eine ständige subtile Drohung; sie führen den Stammkräften die Gefahr des sozialen Abstiegs vor Augen. Die Folge ist eine »permanente Leistungsverausgabung« und eine »nahezu widerspruchslose Einordnung in das betriebliche Herrschaftssystem.«¹⁶ Das Prekaritätsmerkmal Unsicherheit gilt also nicht nur für Leiharbeiter. Die Wirtschaft hält dem entgegen, daß die Angst der Stammkräfte unbegründet sei: Von einem Substitutionseffekt könne nicht die Rede sein, sagt Markus Breitmeyer, Zeitarbeits-Experte der IHK im Saarland, ganz im Gegenteil würden Stammarbeitsplätze durch Zeitarbeit als komplementäre Beschäftigung geschützt. Das ist richtig, wenn man den Verlauf der letzten Wirtschaftskrise betrachtet. Auch im Saarland wurden kaum Stammarbeiter entlassen, was unter anderem auch am Instrument der Kurzarbeit lag. Und es gab die Zeitarbeiter, durch deren kostengünstige »Freisetzung« eingespart werden konnte. Doch durch die Verflechtung der Arbeit von Stamm- und Zeitarbeitskräften wird der Status des Stammarbeiters entwertet. Der Stellenwert seiner Arbeit nimmt subjektiv

ab, wenn sie auch von einem beliebigen Zeitarbeiter geleistet werden kann; das Gefühl der Ersetzbarkeit nimmt zu. Und auch wenn Substitutionsprozesse momentan noch umstritten sind, so halten es viele Soziologen und Wirtschaftswissenschaftler für wahrscheinlich, daß Zeitarbeit auf Kosten von Stammarbeitsverhältnissen zunehmen wird, denn die ökonomischen Vorteile für den Unternehmer sind nicht von der Hand zu weisen.¹⁷

Prekaritätsmerkmal Arbeitsqualität

Über ein Drittel aller Zeitarbeiter werden für einfache Hilfstätigkeiten eingesetzt.¹⁸ Das läßt sich durch die Notwendigkeit kurzer Anlernzeiten erklären, um den Sinn und Zweck der Zeitarbeit zu erfüllen; sonst könnte sie nicht so flexibel eingesetzt werden. Häufig kommt aber dazu, daß Leiharbeiter die undankbarsten Arbeiten verrichten müssen. Der Zeitarbeitsunternehmer Schwartz berichtet von Fällen, in denen er Verträge mit den Entleihern kündigen mußte, weil einfache Sicherheitsstandards nicht erfüllt wurden. Der Arbeits- und Gesundheitsschutz in der Verleihbranche ist ein großes Problem. Zeitarbeiter tragen ein viel höheres Unfallrisiko; tatsächlich würden sie fünfmal häufiger verletzt als Stammkräfte, berichtet Josef Reindl vom ISO-Institut. Angesichts der Verhältnisse am Arbeitsplatz kann das eigentlich nicht verwundern: Aufgrund der größtenteils kurzen Verweildauer im Betrieb muß sich der Zeitarbeiter viel häufiger an neue Umgebungen gewöhnen und kann keine Routine entwickeln, ständig muß er sich auf neue Arbeitsbedingungen und wechselnde Belastungssituationen einstellen. Dazu kommt häufig eine mangelnde Integration der Leiharbeiter in die betrieblichen Arbeitsschutzmaßnahmen, weil sich weder die Verleih- noch die Entleihfirma zuständig fühlen. Und die Leiharbeiter müssen tendenziell die körperlich anstrengendsten Arbeiten verrichten.¹⁹ »Die Leiharbeiter sind der Gesundheitsschutz der Stammebelegschaft«, sagt Reindl. Die permanente Flexibilitätsanforderung ist ein weiterer Faktor des erhöhten Belastungspotentials, das der Zeitarbeiter tragen muß.

Prekaritätsmerkmale Mitbestimmung und soziale Integration

Die gewerkschaftliche Organisation von Leiharbeitern, die Voraussetzung für Mitbestimmung am Arbeitsplatz, ist problematisch. Wilhelm Adamy vom DGB führt das auf die hohe Fluktuation zurück, die in der Branche herrsche: »Das Entlassungsrisiko in der Leiharbeit ist zehnmal höher als in der Industrie. Heuern und Feuern ist immer noch an der Tagesordnung; das macht es auch so schwer, an die Leiharbeitskräfte heranzukommen und sie gewerkschaftlich zu organisieren.« Dazu komme, daß Leiharbeiter ihre Arbeit oft selbst nur als vorübergehend betrachten. Auch das »widerspruchslose Einfügen in das betriebliche Herrschaftssystem«²⁰ aus Angst vor Arbeitsplatzverlust spielt eine Rolle. Dementsprechend ist der Anteil an gewerkschaftlich organisierten Leiharbeitern niedrig und dementsprechend gering sind deren Möglichkeiten, ihre Interessen gegenüber den Zeitarbeitsverbänden und Entleihfirmen zu vertreten. Das kann nur dort geschehen, wo sich die etablierten Gewerkschaften auch für den Schutz der Leiharbeiter einsetzen. Oft fühlen sich diese aber nur zuständig für ihr traditionelles Klientel, die Stammarbeitskräfte. Der Soziologe Markus Promberger hat festgestellt, daß viele Betriebsräte ihre Möglichkeiten zur Interes-



sensvertretung der Leiharbeiter nicht voll ausgeschöpften.²¹ Allerdings erfordert der erfolgreiche Einsatz für die Zeitarbeiter auch ein enormes Engagement. Zwar dürfen Leiharbeiter nach drei Monaten Einsatzzeit in einem Betrieb auch an den Betriebsratswahlen teilnehmen, doch bei der Bemessung der Mandatszahlen, der Freistellungen und der Ausstattung der Betriebsräte werden sie nicht mit einbezogen. Wenn also der Anteil der Zeitarbeitnehmer in einem Betrieb sehr groß ist, leiden die Mitbestimmungsmöglichkeiten aller Beschäftigten darunter. Zudem haben die betrieblichen Interessenvertretungen nur begrenzt Einfluß auf die vom Management festgelegte Funktion der Leiharbeit, ob sie also zum Abbau von Auftragspitzen oder strategisch genutzt werden soll. Auch auf die Form des Arbeitseinsatzes und das Verhältnis der Belegschaftsgruppen im Arbeitsprozeß können sie nicht einwirken.²² Gegenbeispiele gibt es dort, wo sich traditionell starke Gewerkschaften für Leiharbeiter einsetzen. Das ist zum Beispiel in der Metall- und Elektrobranche der Fall. Die IG Metall hat einerseits mit ihrer Kampagne »Gleiche Arbeit – gleiches Geld«²³ Leiharbeiter in die betrieblichen Mitbestimmungsprozesse einbinden und andererseits Einfluß auf die personalstrategischen Entscheidungen des Managements nehmen können. So setzte sie in einigen Automobilproduktionen eine Obergrenze für den Leiharbeitereinsatz von fünf Prozent durch, ebenso die Bezahlung der Leiharbeiter nach dem Branchentarif, etwa am Ford-Standort Saarlouis. Teilweise sind die Leiharbeiter auch in das betriebliche Prämiensystem eingebunden. Allerdings, sagt Patrick Selzer von der IG Metall, habe die Krise viele dieser Strukturen zerstört, weil eben auch die gewerkschaftlich engagierten Leiharbeiter größtenteils entlassen worden seien. In der Studie von Holst, Nachtwey und Dörre wird den Gewerkschaften vorgeworfen, in dieser Hinsicht zu »passiv« geblieben zu sein und die Massenentlassungen widerspruchlos hingenommen zu haben.²⁴ Vielen Betriebsräten fällt es nach wie vor schwer, ihre Verantwortung für die Gesamtheit der Belegschaft wahrzunehmen. Josef Reindl vom ISO-Institut unterstellt, daß dieses Phänomen von der Unternehmensführung gewollt ist: »Der Entleiher konstruiert den Zeitarbeiter als Fremden«. Teilweise arbeiten die Zeitarbeiter in abgegrenzten Abteilungen und haben daher wenig Kontakt zu

der Stammebelegschaft, teilweise sind einige Räumlichkeiten wie Pausenraum oder Umkleidekabine nur der Stammebelegschaft vorbehalten, teilweise müssen die Leiharbeitskräfte Arbeitskleidung mit dem Logo ihrer Verleihfirma tragen und sind so auf den ersten Blick von den Stammarbeitern zu unterscheiden. Auch bei den Stammkräften kann eine Tendenz zur Abgrenzung bestehen, gerade weil Zeitarbeiter das »kollektiv erhöhte Risiko eines gesellschaftlichen Abstiegs«²⁵ symbolisieren. Von den Freizeitaktivitäten der Stammebelegschaft, von der kollegialen Gemeinschaft überhaupt sind Zeitarbeiter ausgeschlossen. Damit fehlt ihnen ein wichtiger Bezugspunkt in ihrem sozialen Leben: Denn der Arbeitsplatz als Ort, um soziale Kontakte zu knüpfen, ist in unserer Arbeitsgesellschaft zentral. Allerdings, so konstatieren Holst und Mitarbeiter, birgt die neue Funktion der strategischen Nutzung, bei der Zeitarbeiter im Arbeitsprozeß nicht von der Stammebelegschaft getrennt werden, Solidarisierungspotentiale. Einerseits könnten die Leiharbeiter als Konkurrenz empfunden werden, andererseits könne durch den direkten Kontakt ein Ungerechtigkeitsempfinden über die ungleiche Behandlung und Bezahlung hervorgerufen werden. Hier können Betriebsräte ansetzen, um Stammarbeitskräfte davon zu überzeugen, daß auch Leiharbeiter unter den Schutz der betrieblichen Interessenvertretungen gehören.

Bilanz

Leiharbeit ist eine prekäre Beschäftigungsform, sowohl hinsichtlich der Entlohnung als auch hinsichtlich des rechtlichen Schutzes, der Arbeitsqualität, der Mitbestimmung am Arbeitsplatz, der sozialen Integration und der sozialen Anerkennung. Obwohl es gerade Zeitarbeiter sind, die die Kriterien des »neuen Menschen« auf dem Arbeitsmarkt erfüllen, werden sie nicht dementsprechend entlohnt, sondern im Gegenteil durch relative Schlechterstellung gewissermaßen bestraft. Weil Zeitarbeiter häufig einfache Hilfstätigkeiten verrichten und sich ein Großteil aus dem Pool der Arbeitslosen rekrutiert und weil wir in einer Gesellschaft leben, in der soziale Anerkennung in hohem Maße von der beruflichen Tätigkeit abhängt, genießt der Leiharbeiter nicht eben ein hohes Prestige.

Leiharbeit muß keine prekäre Beschäftigungsform sein. Die Beispiele der IG Metall zeigen, daß es möglich ist, ein Mindestmaß an Standards zu verwirklichen. Man könnte »equal pay« und »equal treatment« zur Bedingung machen, ohne daß dies durch Tarifverträge unterlaufen werden kann; damit wäre die Flexibilität, mit der die Unternehmen argumentieren, dennoch gegeben. Man könnte die Zeitarbeitsbranche ins Arbeitnehmer-Entsendegesetz aufnehmen, damit die Lohnspirale sich nicht noch weiter nach unten drehen kann. Man könnte eine Obergrenze für den Zeitarbeitseinsatz einführen, damit es nicht zur Verdrängung regulärer Beschäftigungsverhältnisse durch atypische Beschäftigung kommt. Man könnte Leiharbeiter in die betriebliche Mitbestimmung aktiv miteinbeziehen. Man könnte die Rechte der Betriebsräte in Bezug auf den Leiharbeitseinsatz ausweiten. Man könnte verhindern, daß Zeitarbeiter nach der Probezeit wieder entlassen und erneut eingestellt werden dürfen. Man könnte sogar, so wie es in Frankreich der Fall ist, die Leiharbeiter für das erhöhte Risiko, das sie tragen, entschädigen und ihnen zehn Prozent mehr Lohn zahlen. All dies kann aber nicht nur durch Verhandlungen zwischen Gewerkschaften und Zeitarbeitsverbänden geregelt werden. Der Staat hat durch die Deregulierung der Gesetze zur jetzigen Situation viel beigetragen, also kann er sich jetzt nicht aus der Verantwortung stehlen und den Tarifparteien die Angelegenheit überlassen, wenn die Gewerkschaften kaum als gleichwertige Partner auftreten. Er muß verhindern, daß Arbeitnehmer das gestiegene Kapitalrisiko zu tragen haben und dafür sogar noch bestraft werden. Er muß verhindern, daß Lebenslagen trotz Vollzeitbeschäftigung prekär sind.

Anmerkungen

- 1 Paul A. Samuelson und William D. Nordhaus, *Volkswirtschaftslehre*, Übersetzung der 15. amerikanischen Auflage, Wien – Frankfurt am Main 1998, S. 427.
- 2 Otto Neurath, *Empirische Soziologie* (1931), in: ders., *Gesammelte philosophische und methodologische Schriften*, Bd. 1, Wien 1981, S. 512.
- 3 Vgl. Bundesagentur für Arbeit (BA), Zeitreihe Arbeitnehmerüberlassung, abrufbar unter: <http://www.pub.arbeitsagentur.de/hst/services/statistik>.

- 4 Vgl. Hajo Holst, Oliver Nachtwey und Klaus Dörre, *Funktionswandel von Leiharbeit. Neue Nutzungsstrategien und ihre arbeits- und mitbestimmungspolitischen Folgen*. Studie im Auftrag der Otto Brenner Stiftung, Frankfurt am Main 2009.
- 5 Die Zahlen, die sich auf das Saarland beziehen, gehen – soweit nicht anders angegeben – auf die Beschäftigungsstatistik der BA für das Saarland zurück (Stand: April 2010).
- 6 So interpretiert es das Kommunikations- und Informationssystem Berufliche Bildung, das zum Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB) gehört: <http://www.kibb.de/cps/uploads/Zeitarbeit.1132573274456.pdf>, Zeitpunkt des Abrufs: 13.4.2010.
- 7 Als Prekaritätslohn werden Löhne bezeichnet, die weniger als zwei Drittel des mittleren Wertes aller Bruttostundenlöhne betragen (9,85 Euro).
- 8 *Böckler Impuls* Nr. 17, 2007, S. 1.
- 9 Manfred Koch, *Letzter Ausweg Leiharbeit? Die prekäre Wirklichkeit einer flexiblen Beschäftigungsform*, hrsg. von der Kooperationsstelle Wissenschaft-Arbeitswelt, Sozialforschungsstelle Universität Dortmund, Dortmund 2007, S. 12.
- 10 Ursula von der Leyen im Gespräch mit dem *Spiegel* Nr. 12, 2010, S. 96.
- 11 Bundesagentur für Arbeit, Stand April 2010.
- 12 IAB-Kurzbericht Nr. 14, 2006, S. 6.
- 13 Hajo Holst, Oliver Nachtwey und Klaus Dörre, *Funktionswandel von Leiharbeit*, S. 57.
- 14 Ebd., S. 46.
- 15 Name geändert.
- 16 Hajo Holst, Oliver Nachtwey und Klaus Dörre, *Funktionswandel von Leiharbeit*, S. 49.
- 17 Vgl. Hajo Holst, Oliver Nachtwey und Klaus Dörre, *Funktionswandel von Leiharbeit*; Manfred Koch, *Letzter Ausweg Leiharbeit* und Markus Promberger, *Leiharbeit – Flexibilität und Prekarität in der betrieblichen Praxis*, in: *WSI-Mitteilungen* Nr. 5, 2006.
- 18 Statistik der Bundesagentur für Arbeit, Arbeitsmarkt in Zahlen, April 2007.
- 19 Vgl. Cordula Sczesny u. a., *Machbarkeitsstudie Zeitarbeit – neue Herausforderungen für den Arbeitsschutz*, Studie im Auftrag der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, Dortmund 2008.
- 20 Siehe Anm. 16.
- 21 Markus Promberger, *Leiharbeit*, S. 266.
- 22 Vgl. Hajo Holst, Oliver Nachtwey und Klaus Dörre, *Funktionswandel von Leiharbeit*.
- 23 <http://www.gleichearbeit-gleichesgeld.de/>
- 24 Hajo Holst, Oliver Nachtwey und Klaus Dörre, *Funktionswandel von Leiharbeit*, S. 56.
- 25 Ebd., S. 49.

»Wo Armut ist, da ist auch das Jugendamt nicht weit«

Die *Saarbrücker Hefte* sprachen mit Thomas Hippchen und Ursula Klein von der Gemeinwesenarbeit Alt-Saarbrücken über Armut und prekäre soziale Verhältnisse in ihrem Stadtteil, über die Auswirkungen in den Familien und die Anstrengungen, die vom Stadtteilbüro unternommen werden, um das Leben der betroffenen Menschen zu verbessern.

Würden Sie von Alt-Saarbrücken als einem armen Stadtteil sprechen im Vergleich zur gesamten Stadt oder zu anderen Stadtteilen Saarbrückens?

Thomas Hippchen: Unser Stadtteil ist sehr groß. Von daher ist es nicht so, daß, sobald man den Stadtteil betritt, man arme Menschen trifft. Das ist auch eine Frage der Perspektive: Je weiter man sich von dem Stadtteil entfernt, desto normaler erscheint er. Man muß sich schon in die Brennpunkte hineinbegeben, um Armut verdichtet zu erleben. Es gibt Straßenzüge und Bezirke, wo durchaus etwa tausend Menschen leben, bei denen wir von einer flächendeckenden Armut sprechen. Flächendeckend heißt, daß nach früheren Kriterien – als es noch Sozialhilfe und Arbeitslosenhilfe gab – dort 75 Prozent der Menschen von Sozialhilfe oder ergänzender Sozialhilfe beziehungsweise Arbeitslosenhilfe gelebt haben. Das ist heute Hartz IV. Wir wissen es von den Kindern, von den Familien wissen wir es nicht. Wenn aber 75 Prozent der Kinder an der Armutsgrenze liegen, dann haben wir es mit einer flächendeckenden Armut zu tun.

Es gibt Wohnquartiere, die traditionell ein sozialer Brennpunkt sind. Die frühere gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft ist dort vorwiegend Vermieterin. Insofern leben die Menschen in geordneten Mietverhältnissen. Wir haben aber auch Straßenzüge in Alt-Saarbrücken, da gibt es fast nur privaten Wohnraum. Diese Straßen liegen zwar nah an der Innenstadt, aber sie haben keine gesunde Infrastruktur, sind sehr verkehrsreich und haben wenig Aufenthaltsqualität. Wer will dort wohnen? Wer es sich leisten kann, schaut, daß er in den ruhigen Gartenvierteln Saarbrückens wohnt. Bestimmte Probleme sind städtebaulich bedingt. Wir haben es mit einem Viertel

zu tun, in dem viel Gewerbe ist. Hier sind einige Behörden, die Stadtwerke, die Hochschule für Technik und Wirtschaft, und diese bringen einen enormen Verkehr mit sich und gleichzeitig auch einen hohen Parkdruck. Das hat dazu geführt, daß praktisch alle vorhandenen Flächen zu Verkehrsflächen, also Parkflächen, umgewandelt worden sind. Für die Aufenthaltsqualität, für das Leben der Menschen, ist kaum noch Platz da. Der Rest ergibt sich von selbst. Das heißt: Es erfolgen keine Investitionen in die Wohnungen, es gibt weniger Mietnachfrage und weniger Renditeerwartung. Diese günstigen Wohnungen werden an das Sozialamt vermietet. Und das Sozialamt ist froh, daß es Wohnungen anmieten kann. Die Vermieter erhalten damit eine Mietgarantie. Und alles zusammen führt zu dem Ergebnis, daß wir in Teilen einen mit sozial problematischen Gruppen verdichteten Stadtteil haben.

Wie wirkt sich die Armut Ihrer Erfahrung nach im Alltag dieser Menschen aus?

Ursula Klein: Durch die Gesetzgebung der vergangenen Jahre sind im Endeffekt die früheren einmaligen Beihilfen entfallen. Und etwas ansparen von dem, was diesen Menschen im Monat zur Verfügung steht, ist nicht möglich. Wenn man für drei Kinder Schuhe kaufen muß, dann ist das Geld, das angespart worden ist, weg. Wenn im Haushalt etwas kaputtgeht, dann muß ein Darlehen aufgenommen werden. Es gibt Menschen, die in Hartz IV leben und noch einen Restbetrag von 80 bis 120 EUR im Monat zum Leben haben, weil sie mit den Leistungen, die sie beziehen, noch Verpflichtungen eingegangen sind wie Darlehenskäufe, oder sie müssen Nachzahlungen leisten für Energie oder sie haben Miet-

rückstände – also die ganze Palette. Oder die Familie hat für die Kinder zu Weihnachten zu viel bestellt. Irgendwann geht dann gar nichts mehr.

Hippchen: Armut ist ja oft und in großem Maß mit Scham besetzt. Und Armut versucht man zu verbergen. Das zeigt sich zum Beispiel daran, daß Eltern den Anschein erwecken wollen, daß an ihren Kindern nicht gespart wird. Ich persönlich habe meinen Kindern durchaus im Second-Hand-Laden Kleider gekauft. Das haben meine Kinder auch getragen. Aber diese Eltern sagen sich: Beim Kind spar ich doch nicht. Es gibt diese Widersprüche, die das Leben verteuern. Und oft werden auch Kreditkäufe getätigt, um einen bestimmten Anschein nach außen zu erwecken oder auch ein Bedürfnis zu befriedigen. Sie müssen sich das so vorstellen: Wenn man nichts hat und ständig nur Mangel verwaltet, dann wird einmal ein Ventil gesucht und völlig über die Stränge geschlagen. Und das zieht möglicherweise zwei Jahre Ratenzahlung nach sich. »Ich habe mir jetzt mal einen dicken Fernseher gekauft. Aber ein richtig schöner! Das habe ich mir jetzt mal gegönnt.«

Dieses Verhalten hat große Tragweite für die Familie. Wenn etwas passiert, zum Beispiel die Waschmaschine kaputtgeht, dann bricht das ganze System zusammen. Das sind Situationen, die das Leben dieser Menschen unheimlich erschweren. Hinzukommt: Wenn man nichts hat, sich aber trotzdem etwas kaufen muß, bleiben wir beim Beispiel Waschmaschine, dann wird die billigste gekauft. Und die nächste Anschaffung ist mit dieser schon vorprogrammiert. Wenn die nach kurzer Zeit wieder kaputt ist, dann muß die nächste billigere gekauft werden, anstatt einen vernünftigen Betrag auszugeben und eine gute zu kaufen. Schlechte Sachen verteuern das Leben!

Klein: Also speziell bei Einrichtungsgegenständen ist das sehr auffällig. Die Menschen brauchen einen Schrank oder ein Bett und sie kaufen in einem günstigen Ausstatter ein: das kostet dann 49 EUR. Und nach kurzer Zeit gehen diese Dinge kaputt und es ist kein Geld mehr da. Es sind keine Ressourcen vorhanden, auf die zurückgegriffen werden kann. In der ersten Zeit, wenn die Menschen von Arbeitslosengeld II leben oder früher von Sozialhilfe, da haben sie noch etwas Geld auf der hohen Kante. Oder es war vielleicht eine Oma da.

Aber im Laufe von höchstens zwei Jahren sind die Ressourcen komplett verbraucht.

Hippchen: Es gibt in einem Bereich unseres Stadtteils ein wichtiges Projekt. Früher hieß es »Modellprojekt zur Bekämpfung der Auswirkung von Kinderarmut«. Inzwischen ist es kein Modellprojekt mehr, weil es schon sieben Jahre läuft. Wir arbeiten gegen die Vererblichkeit von Armut. Von Vererblichkeit spricht man dann, wenn über mehrere Generationen hinweg bereits Armut erlebt wird. Das ist ein sehr großes Problem. Wo soll denn die Vorstellung für ein Leben außerhalb von Armut herkommen, wenn Armut als Normalität erlebt wird? Häufig heißt es, die Kinder sollten sich ein bißchen anstrengen. Man verlangt den Kindern eine Vorstellungskraft ab, die sie gar nicht haben können. Ich stelle mir vor: Ich bin ein Kind und lebe in einer Familie, in der die Eltern und die Großeltern arm sind. Dann ist Armut für mich doch überhaupt keine Bedrohung. Armut ist normal. Ich kann gar nicht abstürzen. Und dann heißt es, das Kind müßte sich selbst am Schopf aus dieser Misere ziehen. Das sagen nur Leute, für die Armut eine Bedrohung darstellt, weil sie im gesicherten Mittelstand leben. Die können noch abstürzen.

Wir unterscheiden zwischen alter Armut und neuer Armut. Das ist, glaube ich, eine sehr wichtige Unterscheidung. Neue Armut, das sind Familien, die eben erst den Absturz erlebt haben und denen der Absturz präsent ist: die Scham, abgestürzt zu sein, gesellschaftlich versagt zu haben. Diese Eltern würden zu ihren Kindern sagen: Paß bloß auf, daß es dir nicht so geht wie mir! Diese Eltern achten auch darauf, daß die Kinder einen vernünftigen Bildungsabschluß machen. Aber Eltern,





die sich in der Armut einrichten mußten, fehlt das Bewußtsein, dies bekämpfen zu müssen. Wir haben Familien, die nicht nach einem guten Bildungsabschluß für ihre Kinder streben. Sie haben selbst keinen. Sie haben sich irgendwie durchgeschlagen. Und an dieser Stelle setzen wir an. Wir müssen schauen, daß wir diese Wertevererbung unterbrechen und andere Werte dagegensetzen. Wir wollen Kindern andere Werte bewußt machen, Kinder stärken, damit sie merken, daß sie wer sind.

Können Sie noch etwas näher erläutern, wie Ihr Ansatz aussieht, die vererbte Armut zu durchbrechen?

Hippchen: Ich skizziere das mal ganz kurz: In dem betroffenen Wohngebiet leben 1100 Menschen. Die demographische Entwicklung ist noch in Ordnung: 24 Prozent der Bevölkerung sind unter 18 Jahren alt. Auf die gesamte Stadt bezogen liegt dieser Anteil vielleicht noch bei elf oder zwölf Prozent. Es ist so, daß die Falschen die Kinder kriegen, die Falschen insofern, weil diese Eltern auf öffentliche Hilfen angewiesen sind. Wir haben in diesem Quartier das Phänomen einer flächendeckenden Armut. Wir arbeiten dort mit 1,65 Stellen. Wir betreiben ein Kinderhaus, das jeden Nachmittag geöffnet hat. Die Kinder kommen und nehmen an Projekten teil.

Unser zweites Standbein ist die Vernetzung. Wir arbeiten mit den Schulen und den Kirchen zusammen und schauen, welche Institutionen es noch gibt. Wir nennen das die Präventionskette. Wir kooperieren und arbeiten konzeptionell auch mit Kindergärten zusammen. Damit wir alle die gleichen Ziele verfolgen.

Ein drittes Standbein ist die Zusammenarbeit mit den Eltern. Wir üben auf die Eltern einen sanften Druck aus, damit sie mit uns Kontakt aufnehmen. Alle Kinder müssen angemeldet werden, mindestens einmal durch die Eltern persönlich, damit unsere Mitarbeiter die Eltern kennenlernen.

Und ein viertes Standbein ist die Zusammenarbeit mit dem Jugendamt – im sogenannten Sozialraum-Team. Wo Armut ist, da ist auch das Jugendamt nicht weit. Wir machen eine Erhebung über die Kompetenzen jedes Kindes. Wenn sie das erste Mal zu uns kommen, dann machen wir uns ein Bild über die unterschiedlichsten Lebensbereiche. Jedes Jahr wiederholen wir die Auswertung. In diesem Aufnahmebogen wird unterschieden nach Tendenz zum Risiko und Tendenz zur Ressource. Darauf aufbauend wird ein Maßnahmenplan entworfen mit dem Ziel, Maßnahmen zu ergreifen, die verhindern, daß das Kind ein Fall fürs Jugendamt wird. Wir arbeiten insofern an Fällen, die noch gar keine Fälle sind. Wenn ein Kind eine Tendenz zum Risiko aufweist, dann überlegen wir, wie wir verhindern können, daß diese Prognose eintritt.

Können Sie erläutern, was das heißt: Tendenz zum Risiko?

Hippchen: Ein Kind hat zum Beispiel keine Frustrationstoleranz oder es hat eine schlechte Bindung zum Elternhaus, schlechte schulische Leistungen oder eine geringe Sprachkompetenz. Das verstehen wir unter Risiken.

Was bedeutet Tendenz zur Ressource?

Hippchen: Wenn ein Kind viel mit sich anzufangen weiß, zum Beispiel in seiner Freizeit, das ist eine Tendenz zur Ressource, wenn es wenig mit sich anzufangen weiß, ist es in diesem Bereich eine Tendenz zum Risiko. Und in dem Fall müßten wir sagen: Wir müssen herausfinden, wo die Stärken des Kindes liegen, wo seine individuellen Fähigkeiten liegen. Diese müssen herausgearbeitet und unterstützt werden, auch finanziell. Wenn ein Kind gut Tischtennis spielt, soll es in einen Tischtennisverein gehen können. Jetzt geht es einmal dorthin und dann nicht mehr, weil es nicht vereinsfähig ist. Wir arbeiten in einem solchen Fall mit einer studentischen Hilfskraft, deren Job nichts anderes ist, als mit diesem Kind so lange in diesen Verein zu gehen, bis das Kind integriert ist. Wenn es im Verein integriert

ist, dann ist ein Ziel erreicht, eine Ressource ausgeschöpft. Das Kind ist gestärkt. Es kann sagen: Ich bin gut im Tischtennis.

Wir haben Kinder gehabt, die haben Beatbox gemacht. Wissen Sie was eine Beatbox ist? Wenn man mit dem Mund Rhythmusinstrumente nachmacht und rappt. Es waren Kinder dabei, die das sehr gut konnten und eine vorstädtische Subkultur leben. Wir haben für sie einen Coach engagiert und Mikros gekauft. Diese Jugendlichen machen jetzt Auftritte. Das sind neun-, zeh-, elfjährige Kinder, die das besonders gut können und jetzt mit geschwellter Brust rumlaufen und sagen: Ich bin ein guter Beatboxer. Das ist eine individuelle Fähigkeit. Es kann Sport sein, es kann Gesang sein, es kann Musik sein, es kann auch irgendetwas anderes sein. Diese Kinder haben Stärken und diese gilt es zu finden. Die Eltern sind dazu nicht in der Lage.

Ich möchte noch ein zweites Beispiel geben: Wir haben ein Gartenprojekt. Die Kinder arbeiten mit der »Neuen Arbeit Saar« auf der Bellevue zusammen. Sie haben dort einen Garten und bauen Gemüse an. Sie lernen Gartenarbeit, lernen auch, Geduld zu haben, zu säen, zu pflanzen, zu hegen. Sie lernen auch Marmelade zu kochen. Sie finden Ruhe. Es sind Kinder dabei, die in der Schule auffallen und extrem schwierig sind. In diesem Garten finden sie zu sich. Das eignet sich aber nicht für alle Kinder. Aber wir haben viele unterschiedliche Angebote.

Werden diese Kinder den Eltern durch diese Begabungen, die auch noch gefördert werden, nicht fremd? Ergeben sich da keine Konflikte in der Familie?

Hippchen: Nein, als die Kinder, die zum Beispiel Beatboxen machten, ihren Auftritt hatten, da waren die Eltern mit Fotoapparaten und Filmkameras da. Sie waren stolz. Eltern spüren, daß wir den Kindern Möglichkeiten geben, zu denen sie selber nicht in der Lage sind. Wir haben neulich mit der Siedlungsgesellschaft über die Räume gesprochen, in denen unser Projekt untergebracht ist. Man hat uns bestätigt, daß wir in diesem Wohngebiet stabilisierend wirken. Die Fluktuation wird geringer. Die Menschen haben eine wichtige Stütze in ihrem Leben durch die Sozial-Beratungsstelle und unser Kinderprojekt. Sie spüren, daß ihre Kinder gefördert werden. Die Beschwerden über Kinder, die das Zusam-

menwohnen stören und Unsinn machen, nehmen ab. Es wird weniger randaliert, es gibt weniger Vandalismus. Das ganze Wohngebiet profitiert davon. Deswegen beteiligt sich die Siedlungsgesellschaft auch an den Kosten der Gemeinwesenarbeit.

Von den 260 Kindern bis siebzehn Jahren kommen derzeit regelmäßig 80 zu uns. Für die ganz Kleinen besteht eine Krabbelgrup-



pe. Diese Krabbelgruppe ist sehr wichtig. Wir wollen die Eltern, insbesondere die jungen Mütter, erreichen.

Wie sieht die Situation denn bei älteren Menschen im Stadtteil aus?

Klein: Wir haben ganz aktuell vermehrt die Situation, daß einer der Partner in ein Pflegeheim muß. Die Familie hat gespart. Und das war gar nicht so wenig. Das Gesparte wird für die Pflege aufgebraucht. Dann verstirbt der Partner und die Frau hat keine Ressourcen mehr, obwohl die Familie gar nicht zu den unbedingt armen Menschen gehört hat – vom Einkommen her. Und jetzt ist diese Frau arm. Sie braucht dringend Hilfe aus den öffentlichen Kassen, sonst kann sie nicht mehr überleben. Und das geht sehr schnell. In einem Jahr oder zwei Jahren.

Hippchen: Wir sprechen von Armut und verstehen darunter fast immer materielle Armut. Ich muß an dieser Stelle sagen: Es gibt ganz andere Formen von Armut, es gibt zum Beispiel Armut an Kontakten oder Armut an Möglichkeiten.

Sind Resignation und Depression häufiger vorzufinden in den von Armut betroffenen Familiensystemen?

Klein: Sehr häufig Gleichgültigkeit. Depressionen finden wir gehäuft bei der sogenannten neuen Armut. Die Leute werden arbeitslos und nach fünfzehn oder zwanzig Monaten sitzen sie auf Arbeitslosengeld II. Also es fällt mir oft auf, daß diese Menschen krank sind, ohne daß wir direkt von Depressionen sprechen können. Spätestens dann, wenn sie in Arbeitslosengeld II landen und sie waren noch nie in dieser Si-

tuation, dann kommt ganz oft der Satz »Ich habe diesen Staat noch nie gebraucht.« Am Anfang kämpfen diese Menschen noch, aber irgendwann kommt der Punkt, an dem sie Termine kaum noch wahrnehmen oder Termine absagen. Dann liegt die Depression auf der Hand, ganz oft eine ernsthafte Depression mit Krankenhausaufenthalten und ärztlicher Behandlung.

Hat Arbeit für diese Menschen noch einen zentralen Stellenwert?

Hippchen: Das Arbeitsverhältnis ist auch ein Status. Wenn jemand einen Zusatzjob hat und einen orangenen Anzug von der Stadt trägt, weil er im Garten- und Landschaftsbau eingesetzt war, dann läuft er mit dem orangenen Anzug herum, auch wenn der Zusatzjob längst passé ist. Dieser orangene Anzug vermittelt einen Status.

Sind die Menschen ärmer geworden im Vergleich zu der Zeit vor zehn Jahren?

Klein: Damit ich nicht mißverstanden werde: In der Sozialhilfe war keiner reich. Aber wir reden nicht nur über Arbeitslosengeld-II-Empfänger. Wir reden auch über die Entwicklung der Renten und der Löhne. Die Menschen, mit denen wir zu tun haben, haben häufig in Niedriglohngruppen gearbeitet und waren immer wieder arbeitslos. Sie haben auch immer wieder Arbeit gefunden. Diese Menschen sind heute ärmer, allein schon weil die Löhne nicht mehr gestiegen sind.

Hippchen: Leiharbeiter zum Beispiel haben ständig ungesicherte Arbeitsverhältnisse. Sie besitzen gar keine Lebensperspektive. Etwas, was sehr demotiviert. Man kann sich nicht mehr auf ein mittelfristiges festes Einkommen verlassen. Hier ein Leihjob, da eine geringfügige Beschäftigung und zwischendurch Hartz IV. Der befristete Job ändert grundsätzlich an der Situation nicht viel. Es geht einem vorübergehend ein bißchen besser. Da kann man statt Margarine Butter nehmen. Aber das ist auch alles.

Für die *Saarbrücker Hefte*: Georg Bense und Herbert Temmes.



Armut auch im reichen Luxemburg

Von Norbert Urbé

Auch im reichen Luxemburg gibt es Armut. Es gibt versteckte Armut und es gibt offensichtliche Armut, es gibt Armut in der Statistik und gelebte Armut, materielle Armut und Formen immaterieller Armut. Wir wollen im folgenden einige Gesichter der Armut zeigen, sodann uns ansehen, was monetäre Armut, also Mangel an Geld bedeutet und wie er definiert wird, wieweit diese Definition hilfreich und wie aussagekräftig sie ist. Danach wollen wir uns anderen Formen der materiellen Armut zuwenden, um anschließend zu den immateriellen Formen zu kommen und mit einem Ausblick zu schließen.

Armut hat viele Gesichter

Frau M., 32 Jahre alt, geschieden, hat eine zweijährige Tochter. Nachdem der Vater der Tochter die Familie verlassen hat, ist Frau M. auf sich allein gestellt. Da sie ihre Tochter zu versorgen hat, ist sie nicht berufstätig und bezieht das garantierte Mindesteinkommen, den RMG. Dieser beträgt für sie 1.198,67 EUR monatlich, zuzüglich 109 EUR für die Tochter. Zusammen mit der Mietzulage¹ und dem Kindergeld verfügt Frau M. damit über 1.617,22 EUR monatlich (die Armutrisikogrenze für einen Erwachsenen und ein Kind lag im Jahr 2008 in Luxemburg bei 2.009,80 EUR monatlich). Davon muß sie die Miete von 850 EUR für ihr Studio zahlen, sowie 150 EUR Nebenkostenvorauszahlung. Dazu kommen noch Strom, Telefon, Gemeinschaftsantenne, Versicherungen etc. Frau M. verbleiben nach diesen Abzügen weniger als 400 EUR für sich und ihr Kind. Frau M. ist dabei zu überlegen, demnächst eine Arbeitsstelle anzunehmen, ihre Tochter müßte sie dann in eine Krippe geben. Außerdem wird sie möglicherweise ein Auto benötigen, um ihre Arbeitsstelle zu erreichen. Sie wird als Ungelernte den Mindestlohn verdienen, der 1.682,76 EUR brutto im Monat beträgt. Da

dann auch die kostenlose Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel entfällt, wird sie unter dem Strich schlechter dastehen als heute. Sie denkt bereits jetzt daran, wie es weitergehen wird.

Ihre Bekannte, Frau K., ist in einer ähnlichen Situation. Ihre Tochter ist bereits acht Jahre alt ist. Bei ihrer chronischen Geldknappheit ist für sie das schlimmste, ihrer Tochter nicht das bieten zu können, was andere Familien ihren Kindern bieten. Bei Klassenfahrten spart sich Frau K. den Kostenbeitrag buchstäblich vom Mund ab, bei Kleidung wird eisern gespart, teilweise bekommt sie Kleider für sich, aber auch für ihre Tochter, aus Kleiderkammern. Die Tochter kann nicht mit ihren Mitschülerinnen mithalten, die ihr gegenüber mit Musik- oder Ballettunterricht angeben. Da Frau K. nur eine kleine Wohnung mit einem Zimmer besitzt, kann ihre Tochter Mitschülerinnen nicht zur Geburtstagsfeier nach Hause einladen, die Feier in einem amerikanischen Hamburger-Restaurant (Mc...) zu veranstalten, kann sich Frau K. nicht leisten. Die Folge: Die Tochter wird von den anderen Schülerinnen ebenfalls nicht zu Geburtstagsfeiern eingeladen. Sie lernt früh, was es bedeutet, sozial ausgeschlossen zu sein.

Scheidung, Arbeitslosigkeit, Krankheit, Un-erfahrenheit und Überschuldung können in vielen Fällen zu ähnlichen Biografien führen.²

Monetäre Armut

In der weltweiten Armutsdiskussion, die uns hier aber weniger beschäftigt, wird derjenige als arm definiert, der weniger als zwei US-Dollar pro Tag zum Leben übrig hat, als extrem arm derjenige, der weniger als 1,25 US-Dollar zur Verfügung hat. Dies bezeichnet man als absolute Armut.

In der Europäischen Union hingegen hat man sich darauf geeinigt, von einem relativen Armutsbegriff auszugehen. Armut wird also

Was bedeutet »Median«, ...?

Beim Median handelt es sich um eine mathematische Variante dessen, was wir gemeinhin Durchschnitt nennen. Während das Durchschnittseinkommen errechnet wird, indem die Summe aller Einkommen durch die Anzahl der Einkommensbezieher geteilt wird, ergibt sich beim Median ein Wert, der weniger durch die Extreme (hier sehr hohe bzw. sehr niedrige Einkommen) beeinflusst wird. Dies wird erreicht, indem man (bildlich gesprochen) alle Einkommensbezieher der Reihe ihres Einkommens nach aufstellt, sodaß der erste das niedrigste und der letzte das höchste Einkommen hat. Das Einkommen desjenigen, der nun in der Mitte steht, ist das Medianeinkommen: Genau die Hälfte der Leute hat ein höheres Einkommen, die andere Hälfte hat ein geringeres Einkommen. Ändert sich nun beispielsweise durch eine Steueränderung das Einkommen der Hälfte der Bevölkerung mit dem höheren Einkommen als das Medianeinkommen, ohne daß sich das Einkommen der unteren Hälfte auch veränderte, so verändert sich das Medianeinkommen trotzdem nicht (und damit auch nicht die Armutsgrenze von 60 %)! Umgekehrt ändert es sich auch nicht, wenn die untere Hälfte eine Einkommensverschlechterung oder -verbesserung erfährt (allerdings können dann weniger Leute unter die 60-%-Grenze fallen!). Das Medianeinkommen verändert sich also nur dann, wenn sich das Einkommen derjenigen verändert, deren Einkommen um den Median herum liegt. Das heißt aber auch, daß politische Maßnahmen zu Änderungen der Armutsrisikoquote führen können, während umgekehrt gezielte Maßnahmen zur Anhebung des Einkommens der Ärmsten überhaupt keinen Einfluß auf die Armutsrisikoquote haben. Dies mindert natürlich wiederum den Wert dieses Indikators.

in Beziehung zur Gesellschaft gesetzt, in der der Arme lebt. Von verschiedenen Seiten wird zwar geäußert, die Armutsgrenze sei damit in Luxemburg so hoch, daß jemand mit demselben Einkommen in Polen oder Litauen zu

den Wohlhabenderen gehören würde; selbst jenseits der belgischen oder französischen Grenze in Arlon oder Audun-le-Tiche würde er bereits zur Mittelklasse zählen. Dies ist bei einem relativen Armutsbegriff eine Selbstverständlichkeit. Es handelt sich hierbei keineswegs um ein Argument, mit dem man Armut in Luxemburg kleinreden könnte. Bevor wir aber überlegen, welche Art von Aussagen ein solcher relativer Armutsbegriff überhaupt zuläßt, wollen wir uns ansehen, wie er definiert wird.

Der Rat der Europäischen Union hat im Jahr 2000 bei einer Zusammenkunft im Schloß Laeken (Brüssel) gemeinsame Indikatoren beschlossen, anhand derer die Mitgliedstaaten zukünftig die Erfüllung der gemeinsam gesetzten Strategien im Rahmen der sogenannten Nationalen Aktionspläne zur sozialen Inklusion³ verfolgen sollen. Man ist sich also einig gewesen, daß sich Armut als solche nicht definieren läßt, aber eine Armutsgrenze, unterhalb derer man dem Risiko unterliegt, arm zu werden: Diese wurde mit 60 Prozent des medianen Netto-Äquivalenzeinkommens nach Transferzahlungen festgelegt (vgl. die Kästen). Die relative Anzahl der Leute, deren Einkommen unter dieser Armutsrisikogrenze liegt, nennt man dann »Armutsrisikoquote«; sie gibt den Prozentsatz der Bevölkerung (oder einer bestimmten Gruppe der Bevölkerung) an, der dem Armutsrisiko unterliegt.

Wir wissen nunmehr, worin der wichtigste Armutsindikator besteht. Was aber sagt er aus? Kann er uns etwas über die reale Armut sagen? Zunächst einmal gilt es festzuhalten, daß es sich hierbei um eine statistische Größe handelt.⁴ Ein Armutsindikator beschreibt nicht die Armut, sondern er gibt Hinweise, anhand derer man Armut besser begreifen kann. Gerade der relative Armutsindikator »Armutsrisikoquote« kann nichts Absolutes über Armut aussagen. Allerdings kann er helfen, zu verstehen, wie Armut sich über die Zeit hinweg entwickelt, wie sie sich in einem Land im Vergleich zu anderen darstellt und wie sie auf einzelne Kategorien von Personen im Verhältnis zu anderen wirkt.

Daß die Armutsrisikoquote für Luxemburg im Jahre 2008 bei 13,4 % lag, sagt für sich genommen wenig aus. Wir können uns aber ansehen, wie es sich in den Nachbarländern darstellt: Frankreich 13 %, Belgien 15 %, Deutschland 15 % und Niederlande 10 %.

Der europäische Durchschnitt liegt mit 16 % deutlich höher als in Luxemburg.

Wir können auch nachschlagen, daß die Luxemburger Quote in den vergangenen Jahren niedriger lag: 2003 bei 11, 2004 bei 12 und 2005 bei 13 %. Und sodann muß man sich ansehen, wie das Armutsrisiko sich für einzelne Gruppen der Gesellschaft darstellt und wieweit deren Situation von der allgemeinen abweicht. Unter den Erwerbstätigen stieg der Anteil der sogenannten »working poor«, also von Leuten, die mit ihrer Arbeit nicht genug verdienen, um der Armutsfalle zu entkommen, von 8 über 9,8 auf 10,2 % im Jahr 2008. Bei den Mietern, die einem höheren

Armutsrisiko unterliegen als diejenigen, die Besitzer eines Hauses oder einer Wohnung sind, stieg er von 18,3 % (2003) auf nunmehr 30,3 %. Der Anteil der Ausländer unterhalb der Armutsrisikogrenze betrug im Jahr 2008 20,4 % gegenüber nur 6,2 % für die Luxemburger. Nach niedrigem, mittlerem und höherem Bildungsniveau unterschieden, liegen die Prozentsätze bei jeweils 17,6 respektive 7,8 und 5,4 %.

Sodann beträgt der Prozentsatz bei Kindern bis 17 Jahren 19,8 %, bei Jugendlichen zwischen 18 und 24 Jahren 15,5 %. Bei Familien mit mehr als zwei Kindern liegt er bei 25 % und bei Alleinerziehenden bei erschrecken-

... was »nach Transferzahlungen« und »Äquivalenzeinkommen«?

Transferzahlungen sind alle Zahlungen, die der Staat an Einzelpersonen oder Haushalte zahlt (Rente, Krankengeld, Arbeitslosengeld, Kindergeld, garantiertes Mindesteinkommen/RMG, ...) und die er aus erhobenen Steuern und Sozialbeiträgen begleicht. Daß hier das Einkommen »nach Transferzahlungen« berücksichtigt wird, bedeutet, daß alle solche Transferzahlungen beim Einkommen mitgerechnet werden. Wäre dies nicht der Fall, so hätten wir quer durch Europa und auch in Luxemburg eine Armutsrisikoquote von über 45 %!

Um sodann alle Menschen einer bestimmten Bevölkerung für die Errechnung dieses Indikators gleichrangig betrachten zu können, wird berücksichtigt, daß z.B. Kinder zwar über kein eigenes Einkommen verfügen, aber an dem Einkommen ihrer Eltern teilhaben. Zunächst ist festzuhalten, daß zur Berechnung des Armutsrisikos nur diejenigen einbezogen werden, die in Privathaushalten wohnen. Es werden also diejenigen nicht mitgezählt, die in Gemeinschaftsunterkünften (Hotels, Alten-, Kinder-, Obdachlosenheime u. ä.) wohnen. Sodann bezeichnet das Äquivalenzeinkommen das einem Erwachsenen gleichwertige Einkommen. Um alle Mitglieder einer Bevölkerung gemäß obigem Bild in Reih und Glied aufstellen zu können, wird jedem, also auch den Kindern und den anderen nicht erwerbstätigen Haushaltsmitgliedern, ein Einkommen zugeordnet. Dazu wird in jedem Haushalt das Einkommen aller Mitglieder zusammengezählt, durch eine Referenzzahl geteilt und das so errechnete Einkommen jedem einzelnen Haushaltsmitglied zugeordnet (diese stehen also in der beschriebenen »Einkommenskette« alle nebeneinander). Die Referenzzahl, durch die das gesamte Haushaltseinkommen geteilt wird, ergibt sich, indem dem ersten Erwachsenen des Haushalts die Zahl 1, allen weiteren über 14 Jahre alten Personen die Zahl 0,5 und allen unter 14 Jahre alten Kindern die Zahl 0,3 zugeordnet wird; die Haushaltsreferenzzahl ist nunmehr die Summe dieser einzelnen Zahlen.

An einem Beispiel läßt sich dies verdeutlichen: Ein Haushalt besteht aus dem Ehemann, der 1.900 EUR verdient, seine Frau verdient monatlich als Teilzeitkraft 740 EUR, der 16jährige Sohn verdient 600 EUR im Monat und dann gibt es noch eine elfjährige Tochter. Das Gesamteinkommen des Haushalts beträgt inklusive des Kindergeldes rund 3.680 EUR. Die Referenzzahl setzt sich zusammen aus 1 für den Ehemann, jeweils 0,5 für die Mutter und den 16jährigen Sohn sowie 0,3 für die Tochter, macht 2,3. Das Gesamteinkommen von 3.680 geteilt durch 2,3 ergibt 1.600 EUR, die jedem der vier Haushaltsmitglieder nun als Äquivalenzeinkommen zugeordnet werden (im Vergleich: 4×1.600 ergibt 6.400 EUR und nicht 3.680 EUR: Hierdurch wird zum Beispiel ausgeglichen, daß alle vier fernsehen können, obwohl dafür nur ein Fernsehgerät gekauft werden mußte. Würde es sich bei den vier Personen um Junggesellen handeln, müßten sie vier Geräte kaufen).



den 44 %! Es zeigt sich im Verlaufe der letzten Jahre also ein stetiger Anstieg vor allem bei den schwächsten Gruppen: Kindern und Alleinerziehenden! Es ist daher nicht erstaunlich, sondern nur folgerichtig, wenn einige der in letzter Zeit erfolgten oder angekündigten Maßnahmen der Luxemburger Sozialpolitik gerade diese Zielgruppen im Visier hatten.

Schließlich wird auch untersucht, wieweit Menschen die Armut subjektiv empfinden. Dabei werden sie gefragt, wie schwer es für sie ist, mit dem verfügbaren Einkommen monatlich über die Runden zu kommen. Interessant ist dabei zu sehen, daß diese Indikatoren im Prinzip doch immer in die gleiche Richtung zeigen und daß es zu keinen nennenswerten »Widersprüchen« kommt.

Andere Indikatoren materieller Armut

Monetäre Indikatoren bilden nicht alle finanziellen Aspekte ab, sondern orientieren sich allein am Einkommen. Dabei kann selbstverständlich die Situation zweier Personen oder zweier Haushalte bei exakt gleichem Einkommen aufgrund von anderen Variablen auf dem Ausgabensektor grundverschieden sein; denken wir nur daran, daß die eine Familie womöglich in einem von den Eltern geerbten Haus wohnt, die andere aber die Miete für die

Wohnung zusätzlich aus dem ansonsten gleich hohen Einkommen aufbringen muß oder aber einen Kredit zurückzahlen hat.

Unter anderem wegen der beschränkten Aussagekraft der rein monetären Indikatoren, gibt es unter den in Laeken definierten auch andere Armutsindikatoren und sogar weitere Indikatoren für rein materielle Armut. Dazu gehört der Indikator für materielle Entbehrung, der etwas darüber aussagt, über welche Gegenstände des »alltäglichen Bedarfs« bestimmte Haushalte nicht verfügen. Der Indikator gibt den Prozentsatz derjenigen an, die wenigstens bei drei von neun Fragen mit »nein« antworten müssen. Dabei betreffen die ersten vier das Eigentum an bestimmten Gütern (Auto, Fernseher, Waschmaschine und Telefon), die anderen fünf die Möglichkeit unerwartete Ausgaben zu bestreiten, Rückstände abzubezahlen, eine Woche Urlaub pro Jahr zu verbringen, jeden zweiten Tag Fleisch, Geflügel oder Fisch essen zu können sowie das Haus ausreichend warm zu heizen. (Auch die Zusammensetzung einer solchen Liste hängt im Endeffekt von der betrachteten Gesellschaft ab; im europäischen Kontext ist dieser Indikator erst jüngst definiert worden und wird noch weiterentwickelt werden.)

Eine andere Möglichkeit, der materiellen Armut mittels eines nicht-monetären Indikators zu Leibe zu rücken, liegt darin, die Partizipa-

tionsmöglichkeiten in der Gesellschaft auszuloten. Teilnahme am Gesellschaftsgeschehen bedeutet Dazugehören, Nichtteilnahme bedeutet Ausgeschlossenheit und das korreliert mit Armut. So könnte man beispielsweise die Zahl der Mitgliedschaften in Vereinen (Musikverein, Sportverein usw.) oder das gesellschaftliche Engagement als Freiwillige in diversen Zusammenhängen (gesellschaftlich, politisch, gewerkschaftlich, karitativ, sportlich, kulturell usw.) untersuchen. Einem solchen Indikator kommt der von den EU-Verantwortlichen gemeinsam festgehaltene über die »selbst berichteten Einschränkungen bei den täglichen Aktivitäten« sehr nahe.

Dazu gibt es im Zusammenhang mit materieller, nicht-monetärer Armut noch jenen Indikator, der »nicht befriedigten Bedarf an Pflege« darstellt. Beide Indikatoren beruhen naturgemäß mehr auf subjektiver Wahrnehmung denn auf objektiv feststellbaren Tatsachen. Es ist aber einerseits aus zahlreichen Untersuchungen bekannt, daß der Gesundheitszustand ärmerer Schichten durchweg schlechter ist, andererseits gibt es auch hier regelmäßig Übereinstimmungen mit den Veränderungen, die bei anderen Indikatoren zu beobachten sind. Es ist auch nicht zu bestreiten, daß die in diesem Abschnitt angesprochenen materiellen, nicht-monetären Indikatoren ebenfalls auf monetäre Erscheinungen zurückgeführt werden können.

Immaterielle Armut

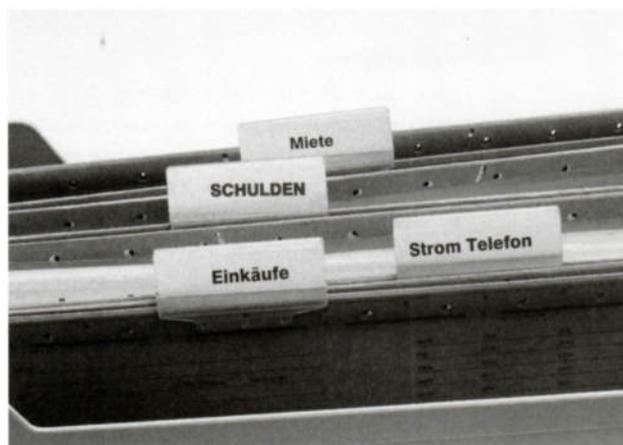
Daß Armut eher multidimensional ist und nicht monokausal erklärt und erfaßt werden kann, ist keine neue Erkenntnis. Insofern kann man neben der ökonomischen auch von kultureller, affektiver, sozialer, psychischer, psychosozialer, politischer und ethischer Armut sprechen. Insbesondere Abwesenheit von sozialer Anerkennung und Einsamkeit fallen uns hier sofort ein. Alle diese Ansätze zeigen Facetten eines und desselben Phänomens auf, selten trifft man einzelne Aspekte isoliert an: Monetäre Armut zieht häufig soziale, kulturelle und soziale Armut nach sich, aus affektiver Verarmung wird schnell soziale, kulturelle, psychische und schließlich auch monetäre Armut etc. Wenn wir im vorhergehenden Abschnitt gesehen haben, wie schwierig es bereits ist, Armut in Bezug auf einen verhältnismäßig

doch so objektivierbaren Aspekt wie monetäre Verhältnisse hin genau zu definieren, so leuchtet es ein, daß dies in bezug auf immaterielle Aspekte noch wesentlich schwerer fällt. Allerdings haben wir gesehen, daß bei monetärer Armut die subjektiven Elemente häufig in dieselbe Richtung zeigen wie die objektiven, sodaß man vermuten kann, daß dieses auch für die immateriellen Aspekte gilt. Man könnte also die Schwierigkeit der Bemessung immaterieller Aspekte der Armut dadurch beheben, daß die Armen selbst befragt werden. Allerdings verbirgt sich hier das methodische Problem, daß man erst nach der Befragung vermuten kann, ob der Befragte zum Kreis der Armen gehört.

Auf EU-Ebene gibt es bis auf eine Ausnahme keine derartigen Indikatoren: Bei der Reformulierung der Indikatoren im Jahr 2006 hat man sich darauf geeinigt, einen neuen Indikator hinzuzufügen, der das Wohlbefinden der Kinder messen soll. Allerdings ist dieser Indikator nach mittlerweile vier Jahren immer noch »in Bearbeitung«.

Ausblick

Zusammenfassend können wir auf der systematischen Ebene festhalten, daß es nicht einfach ist, Armut zu definieren, gemeinsame Abmachungen aber eine Hilfe sein können, das Phänomen gleichartig anzugehen. Vorliegende Indikatoren sind daher immer auf ihre Aussagekraft hin kritisch zu hinterfragen, aber auch nicht von vorneherein als z. B. für Luxemburg ungeeignet abzutun.



Wenn man einige der jüngst erfolgten oder angekündigten Maßnahmen der Luxemburger Regierung, wie die Einführung des Kinderbonus, anderer Steuerboni (Arbeitnehmerfreibetrag, Alleinerziehendenfreibetrag u. ä.) sowie den Dienstleistungsscheck auf ihre Auswirkungen hinsichtlich der Armut in Luxemburg untersuchen will, so muß man als erstes festhalten, daß diese Maßnahmen aufgrund ihrer Zielgerichtetheit (anders als solche nach einem Gießkannenprinzip) auf jeden Fall die Armut verringern helfen. Einige dieser Maßnahmen werden aber nicht unbedingt eine Senkung der Armutsrisikoquote zur Folge haben.

Weitere gezielte Maßnahmen zur Armutsbekämpfung in Luxemburg könnten von der Regierung in Angriff genommen werden. Dazu zählt eine Reform des garantierten Mindesteinkommens RMG (Individualisierung des Anteils, der für Miete ausgegeben werden muß, Erhöhung des Anteils für Kinder) ebenso wie eine weitere konsequente Bekämpfung der exorbitant hohen Mieten bzw. Wohnungskosten. Ebenso sind weitere familienpolitische Maßnahmen denkbar, die die Nachteile von Familien mit Kindern gegenüber Kinderlosen ausgleichen helfen. Hierzu zählen sowohl Ferienkosten (Ansätze dazu sind bei den vorgesehenen Dienstleistungsschecks vorhanden), als auch Kleider-, Schul-, Freizeit- und nicht zuletzt auch Wohnungskosten. Viele Maßnahmen der gegenwärtigen Regierungskoalition aus den letzten Jahren gingen in die richtige Richtung; es bleibt zu hoffen, daß dieser Elan nicht durch die Krise und die Bekämpfung ihrer Folgeerscheinungen unter die Räder kommen wird.⁵

Anmerkungen

- 1 Diese wird auf der Grundlage von 10 % des RMG als zumutbarer Miete berechnet, das wären hier knapp 125 EUR, die Differenz zur tatsächlichen Miete von in diesem Fall 750 EUR, also 625 EUR, müßten entsprechend als Mietzulage ausbezahlt werden; für diese ist aber ein Maximalbetrag von 123,95 EUR vorgesehen. Das heißt, Frau M. wäre nur dann nicht von der Mietzahlung zusätzlich betroffen, wenn ihre Miete nicht mehr als 248,95 EUR betragen würde.
- 2 Ähnliche Fälle sowie darüber hinaus eine Gesamtdarstellung zur Armut in Luxemburg enthält eine

Ende 2007 gemeinsam von der Luxemburger Arbeiterkammer und dem European Anti Poverty Network (EAPN) herausgegebene zweisprachige Broschüre mit dem Titel *Armut in Luxemburg/La pauvreté au Luxembourg* (AK-Info 3/2007).

- 3 Hierbei handelt es sich um Elemente der sogenannten Methode der offenen Koordination im Bereich der sozialen Inklusion und des Sozial-schutzes. Diese vom Luxemburger Premierminister Jean-Claude Juncker anlässlich des außerordentlichen Beschäftigungsgipfels in Luxemburg 1997 vorgeschlagene Methode ermöglicht es der EU, in Bereichen wie Beschäftigung und Soziales tätig zu werden, obwohl ihr hierzu vom EU-Vertrag keine Kompetenzen eingeräumt werden. Hierbei werden gemeinsam zu erreichende Ziele festgesetzt und sodann gemeinsame Indikatoren definiert, die das Erreichen dieser Ziele messen. Jedes Land formuliert dann eigene Aktionspläne zur Erreichung dieser Ziele, die wiederum gemeinsam von Kommission und Ministerrat analysiert werden und zu einem jährlichen gemeinsamen Bericht führen.
- 4 Das heißt, eine Armutsrisikoquote wie z. B. von 13,4 % im Jahr 2008 sagt nicht aus, daß es genau 13,4 % sind, sondern daß die Erhebung der Daten bei einer Stichprobe (in Luxemburg sind dies knapp 4000 Haushalte) zu der Schätzung führt, wonach mit 95prozentiger Wahrscheinlichkeit die gesuchte effektive Zahl in einem Sicherheitsintervall zwischen 12,360 und 14,438 % liegt; dafür ist die Zahl 13,4 % ein guter Schätzwert. Die Angabe von Dezimalzahlen (z. B. 13,4 %) gaukelt uns dabei eine Genauigkeit vor, die es nicht gibt.
- 5 Weitere Überlegungen und Untersuchungen zu der hier vorgestellten Thematik finden sich in dem jährlich von STATEC (dem statistischen Amt Luxemburgs) im Oktober herausgegebenen *Rapport sur le travail et la cohésion sociale* sowie im ebenfalls seit 2007 jährlich im April von der Luxemburger Caritas herausgegebenen Sozialalmanach. Die Ausgabe 2010 behandelt den Themenschwerpunkt *Aus der Krise in die Armut?* und insbesondere im dritten Kapitel des ersten Teils die hier angesprochenen Fragestellungen.

Wohlstand, Armut und Verwirklichungschancen

Von Klaus Schneider

In den europäischen Mitgliedsstaaten erfolgt die Bewertung des Wohlstands über die monetäre Auswertung des Pro-Kopf-Einkommens bzw. des Bruttoinlandsprodukts. In den letzten Jahren wurde diese eindimensional-ökonomische Betrachtungsweise in Großbritannien und Deutschland, unter anderem unter Zuhilfenahme des Capability Approachs (Ansatz der Verwirklichungschancen) von Amartya Sen, zu einer mehrdimensionalen Betrachtungsweise des Wohlbefindens ausgeweitet. Im Jahr 2008 arbeitete die französische Regierung mit Unterstützung von Amartya Sen, Joseph Stiglitz und anderen namhaften Ökonomen an alternativen Indikatoren zur Beurteilung des Wohlstands und Wohlbefindens im Kontext des Verwirklichungschancen-Ansatzes von Sen.

Während der Capability Approach Armut als Mangel an Verwirklichungschancen definiert, operieren klassische Armutsdefinitionen mit ökonomischen Indikatoren zur Definition von absoluter und relativer Armut. Absolute Armut ist gekennzeichnet durch eine Unterversorgung mit Gütern des Grundbedarfs, die eine Bedrohung der Existenz darstellt. Relative Armut wird als Unterschreitung eines definierten Mindest-Haushaltseinkommens¹ festgelegt. Dieses Mindest-Haushaltseinkommen wird in der Europäischen Union mit 60 Prozent des Medianwerts aller Einkommen festgelegt. Die betroffenen Personen, die unter dieser Einkommenschwelle leben, werden als »arm« eingestuft.

Der Verwirklichungschancen-Ansatz wurde in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts von dem indischen Ökonomen und Nobelpreisträger Amartya Sen entwickelt. Sens Überlegungen zielen darauf ab, Fortschritt in bezug auf das Wohlergehen der Menschen (human development) in einem Land zu messen, ohne sich ausschließlich auf ökonomische Indikatoren zu verlassen. In seinen Schriften

diskutiert er Beispiele, die illustrieren, wieso das Bruttoinlandsprodukt eines Landes zu wenig über die konkreten Lebensumstände und das Wohlergehen seiner Bewohner aussagt.

Die Problematik der klassischen Armutsmessung

Obschon der Capability Approach in den letzten Jahren in der wissenschaftlichen und in der öffentlichen Debatte große Resonanz erfahren hat, erfolgt die Armutsmessung fast ausschließlich durch die Bestimmung der Armutsquote (Medianeinkommen) sowie durch andere auf monetärer Messung basierende Indikatoren (etwa dem Gini-Koeffizienten). Diese sollen auf Basis der Einkommensverteilung eine quantitative Evaluation von Lebenslagen ermöglichen. Dabei kennzeichnet die Festsetzung der Armutsgrenze bei 60 Prozent des Medianeinkommens eine gewisse Willkür in der europäischen Armutsberichterstattung. Prinzipiell entscheidet ein Euro über oder unter diesem 60prozentigen Medianeinkommen hinsichtlich der Zuordnung von Personen in die Gruppe der von Armut Betroffenen. Diese Bestimmung der Armutsquote kann erheblich von der subjektiven (aber auch der objektiven) Beurteilung der Betroffenen abweichen. So wird der Besitz eigenen Wohnraums bzw. Eigentums nicht in diese Kalkulation einbezogen. Darüber hinaus kann eine auf nationaler Ebene berechnete Armutsquote die regionalen



und lokalen Unterschiede in der Verfügbarkeit finanzieller Ressourcen nicht berücksichtigen.

Der Capability Approach als starker Gegenentwurf

Indem Amartya Sen die Freiheit zur Auswahl von Verwirklichungschancen als Voraussetzung für das Wohlbefinden definiert, stellt er der klassischen, rein monetären Beurteilung von Lebenslagen eine Alternative entgegen. Sein Armutsverständnis beruht auf einer zentralen Unterscheidung. Der Capability Approach differenziert zwischen *Functionings* und *Capabilities*. Functionings sind die konkreten Lebensbedingungen und Aktivitäten, die von einer Person realisiert werden. Sie beziehen sich also darauf, was jemand tut, wie er lebt und welche Fähigkeiten er besitzt. Capabilities sind demgegenüber die Möglichkeiten, die dieser Person zur Verfügung stehen. Capabilities stehen für die Freiheit einer Person, bestimmte functionings realisieren zu können.²

Konkrete Beispiele für Verwirklichungschancen

Die Chancen zur Verwirklichung eigener Lebensentwürfe und eigener Zielsetzungen werden beispielsweise durch den Zugang zu Ge-

sundheitsdienstleistungen, zu Bildung, Arbeit und Wohnraum bestimmt. Die unterschiedliche Verfügbarkeit von Krankenkassenleistungen verursacht etwa große Unterschiede in der Gesundheit und Lebenserwartung.³ Ein eingeschränkter Zugang zur Bildung führt auch bei hoher Intelligenz zu geringeren Schulleistungen und Schulabschlüssen benachteiligter Bevölkerungsschichten, die den gesellschaftlichen Aufstieg beeinträchtigen. Adäquater Wohnraum ist eine Voraussetzung für die Entwicklung von Selbstwertgefühl und für ein gesundes Aufwachsen von Kindern. Der Zugang zu Arbeit ist neben der materiellen Absicherung ein wichtiger Bestandteil der gesellschaftlichen Teilhabe. Alle vier Lebensbereiche sind Voraussetzung für ein gelingendes Leben.

Ansätze und Initiativen in Luxemburg: eine Auswahl

In Luxemburg bestehen mehrere sozialpolitische Initiativen, die zentrale Verwirklichungschancen im Kontext des Capability Approachs für benachteiligte Personengruppen zugänglich machen: Die Gewähr sinnstiftender Arbeit in Arbeitsmarktinitiativen, Gemeinden und Qualifizierungsstätten wurde in den vergangenen Jahren ausgeweitet. Dieses beschäftigungspolitische Instrument wirkt unter anderem der Sockelarbeitslosigkeit und

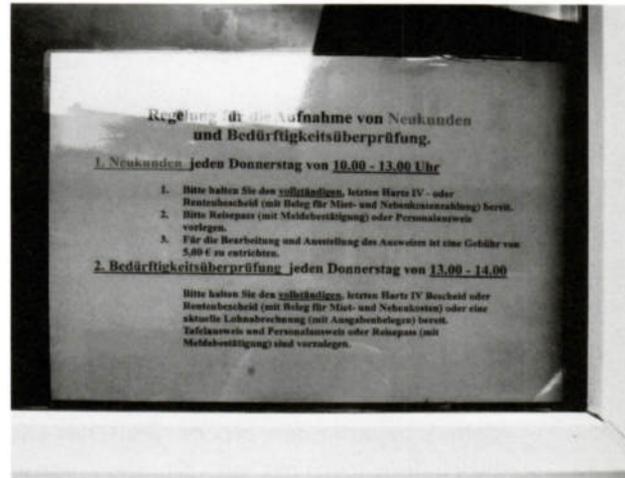


der hohen Jugendarbeitslosigkeit entgegen. Das den Beschäftigten zustehende Einkommen erweitert ihren Handlungsspielraum und ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Die seit fünf Jahren in Luxemburg praktizierten »Rencontre participative pour l'inclusion sociale« bringen Menschen mit Armutserfahrungen im Rahmen eines reflexiven Prozesses in eine Diskussion mit Volksvertretern und öffentlichen Akteuren. Die direkte Auseinandersetzung bzw. Konfrontation der wichtigen Entscheidungsträger mit den prekären Lebenslagen Betroffener stellt eine neue Form der gesellschaftlichen Partizipation und des Lobbyings dar (siehe auch www.eapn.lu). Der Zugang zu Bildung respektive Weiterbildung stellt eine bedeutende Verwirklichungschance dar, die insbesondere für Benachteiligte den gesellschaftlichen Aufstieg erleichtern kann. In diesem Bereich sind die laufende Reformierung des Bildungssystems, die geplante Realisierung einer Schule der zweiten Chance, der bereits bestehende Rechtsanspruch auf Weiterbildung, der Ausbau der außerschulischen Betreuungsstrukturen und die Förderung der Qualifizierung und Schulung Arbeitsuchender wichtige Eckpfeiler im Kampf gegen Arbeitslosigkeit und Ausgrenzung.

Das in Luxemburg geringe Angebot an (Sozial-) Wohnraum ergänzen die »Agence Immobilière Sociale« und die Wunnengshellef durch die Bereitstellung bezahlbarer Mietobjekte. Im Bereich der Gesundheit wird derzeit die direkte Abrechnung der Krankenbehandlung von Personen mit geringem Einkommen mit der Krankenkasse (Tiers payant) diskutiert, wodurch einkommensschwache Versicherte von der Vorauszahlung befreit werden könnten. Diese Maßnahme stärkt zudem das präventive Verhalten der Betroffenen.

Schlußfolgerungen

Eine objektive Betrachtung des Mindestlebensstandards könnte mit einer Querschnittsstudie, die alle Bevölkerungsschichten empirisch erfaßt, ermittelt werden. Mit dieser Methode würden allgemein anerkannte Mindeststandards zu den Lebensbereichen Wohnen, Gesundheit, Arbeit, Teilhabe und zu weiteren Indikatoren etabliert. Während die Verfügbarkeit von Konsumgütern (zum Beispiel Fernsehen, Auto usw.) in allen EU- und OECD-Staa-



ten erhoben wird, fehlen empirische Daten hinsichtlich der als notwendig empfundenen Mindestausstattung von Haushalten. In den wohlhabenden Staaten würde sich herausstellen, daß die Ausstattung mit einem eigenen Fahrzeug, die regelmäßige Urlaubsreise und kulturelle Aktivitäten als »normal« betrachtet werden. Um eine fundierte Bestimmung des Existenzminimums vorzunehmen, müßten folglich sowohl objektive als auch subjektive Angaben erhoben werden. Entsprechend den dabei gewonnenen Erkenntnissen ließe sich ein Mindeststandard definieren, der gleichsam Sach- und Geldleistungen berücksichtigt, die ein gelingendes Leben ermöglichen. Diese »objektivere« Bemessungsgrundlage würde weit über die traditionelle Erfassung monetärer Aspekte der Wohlstands- und Armutsforschung hinausgehen.

Anmerkungen

- 1 Die Berechnung des Haushaltseinkommens erfolgt mit Äquivalenzskalen. Der ersten Person wird der Faktor 1 zugeordnet, jede weitere Person über 15 Jahre fällt mit einem Faktor von 0,5 ins Gewicht, Kinder werden mit einem Faktor von 0,3 angesetzt. Das Gesamthaushaltseinkommen wird durch die Summe dieser Faktoren definiert, um ein sogenanntes Nettoäquivalenzeinkommen zu berechnen (vgl. auch oben, S. 30f.).
- 2 Sen unterscheidet allerdings nicht klar zwischen Functionings und Capabilities, wodurch einige Unklarheiten in seiner Konstruktion entstehen.
- 3 Amartya Sen, *Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft*, München – Wien: Carl Hanser 2000.

Wasser, Brot und blaue Bohnen

Von Gustav Regler

Der Roman mit dem für Gustav Regler ungewöhnlich reißerischen Titel erschien zum ersten Mal 1932 und wurde bereits ein Jahr später bei den Bücherverbrennungen von den Nationalsozialisten auf dem Scheiterhaufen großer deutscher Literatur verbrannt. Das Buch beschäftigt sich mit der Situation von Strafgefangenen und dem Scheitern von Resozialisierung, mit Schicksalen von Menschen im Umfeld von Armut, Demütigung und Unterdrückung. Als historische Reminiszenz zur Auseinandersetzung mit dem Thema Armut in unserer Zeit drucken die *Saarbrücker Hefte* mit freundlicher Genehmigung von Annemay Regler-Repplinger und dem Stroemfeld-Verlag einen Ausschnitt aus Reglers Roman, der in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Berlin spielt.

Bülow-Bogen. Naumann hat den »Arbeitsmarkt« in der Hand und liest und liest. OFFENE STELLEN. WEIBLICH. Braucht man nicht. Man kann sie doch nicht mehr zumachen. AUSSCHNEIDER. Metzger? Jack der Schlitzer? Kind mit Bilderbogen? ZICKZACK.

Er fliegt über die Schlagzeilen wie eine faule Möwe über einen springenden Heringschwarm. Es wird sich wieder nichts finden. Dauert jetzt schon zu lange. Er liest. Es schwimmt vor lauter Angeboten. Naumann hustet. Wenn Naumann mal wieder ausgehustet und dann gespuckt hat, dreht sich die Welt.

GEÜBTE / WO KAFFEEVORLESERIN. Das gibt's? Halten die sich so was? KLEBERIN / EINTÄNZERIN / FRISIERMODELL / BÄCKERLEHRLING / REISEARTIKEL / KOMMEN SIE ZU UNS / JEDER / »Das kann ich alles nicht«, sagt Naumann ernsthaft.

Naumanns Nachbar erhebt sich. »Wo willst du denn hin? – Na, denn nicht! – Hat schon Angst, daß man ihm zwischen kommt.«

Er liest wieder: LAUFBURSCHE / HAUSDIENER / LIEFERBOTE / ARBEITSBURSCHE / SCHULJUNGE / – Jung, Jüngerer, Jung, Jüngerer, 14, 13, 12, 11 Jahre, nehmt doch Topfkacker!

Fünfzig Männer sitzen unter dem U-Bahnbogen, fischen im Trüben. Ein Schweißhammer brüllt.

VERTRAUENSVOLLE / LIEBEVOLLE / HYGIENISCHE / PRIVATAUFNAHME / AUSLÄNDERINNEN / HEIRAT /.

Da kommt einer zu Naumanns neuem Nachbar auf der Bank, ein Schwarzer:

»Gehste mit zum Wilhelmplatz?«

»Was'n los?«

Die Stimme wird leiser: »Krach machen. Beim Amt.«

»Müssn aber alle auf'n Mal kommen.«

»Na sag's ihnen –«.

Naumann nickt, als der Nachbar sich nun zu ihm dreht.

»Hab schon gehört, will nur zu Ende lesen.«

»Findst ja doch nischt in dem Arschwisch.«

Aber Naumann liest verzweifelt weiter:

WALTERCHEN DER SEELENTRÖSTER / SPIEGELSÄLE / SCHNELL-
DARLEHEN / SPRECHPAPAGEI / PELZHAUS SABO – jetzt hauen die
ab –. Der Schwarze hat sie rumgekriegt. Ein Politischer. Das macht
nicht satt.

Wieder steht einer von den Unrasierten vor Naumann:

»Du wartest hier wohl auf den Leichenwagen?«

Naumann schüttelt den Kopf.

»Sind ja viel zu wenig. Geht immer schief aus.« Er liest plötzlich:
ZEMENTTRÄGER, MUSEUMSINSEL gesucht. In einer halben Stunde
kann man da sein. Vielleicht ein Glück, daß die anderen losge-
gangen sind.

Naumann schwindelt, als er aufsteht.

Man kann ihn an der Museumsinsel brauchen. Man sagt ihm nicht,
wie lange man seine Dienste benötigt. Er zieht die Jacke aus und
nimmt den ersten Sack, trägt ihn vom Kahn über die Planke auf
den Bau. Die Arbeit ist staubig und frißt Lunge. Der Rückweg ist
fast ein Vergnügen.

Das Schiff wird leer und Naumann darf wieder ununterbrochen
ohne Zementsäcke auf den Schultern spazierengehen. Drei Wo-
chen, dann ist er bei der Rotte der Reichsbahn.

Wir hacken uns das Gehirn weich, sie kacken uns die Schienen
voll, aber die Sicherheit steigt durch uns. Oft sind die Planken
morsch; wenn wir sie ausreißen, staubt es wie aus einem Leichnam.
Es brennt in unsere Augen aus der flimmernden heißen Erde. Es
friert uns die Fingerknochen klamm. Es regnet unter unsere Klei-
der.

Zittern die Schienen, gehen wir langsam beiseite, dann kommen
die dröhnenden Kästen, und sie werfen manchmal eine Bananenschale
aus ihren Fenstern. Wir sehen hinterher und denken uns
nichts dabei.

Aber wenn wir nicht in die Steine schlagen, geht so ein ganzer
Zug mal seitwärts die Böschung hinunter.

Dann steht alles in der Zeitung, und dann sind wir auch schuld
daran.

Die Reichsbahn baut ihre verstärkten Rotten wieder ab, die Erinnerung an das letzte Eisenbahnglück ist blaß geworden.

Vier Wochen Spaziergehen, alsdann Aushelfer bei einer Möbeltransportgesellschaft.

Als Naumann mit einem schweren Ölgemälde seine dritte Arbeit beginnt, kommt er nur bis zum ersten Treppenabsatz.

Plötzlich gehen die Beine unter ihm weg, der massive Rahmen schlägt ihm über den Kopf, stürzt an die Wand und fällt klirrend zu Boden.

Naumann verletzt sich nicht im geringsten, aber er wird davon gejagt. Er muß noch die Scherben aufsammeln und das Bild bis zum Wagen bringen. Er legt es auf eine Decke neben einen Teetisch und sieht es dabei an: es sind Mönche beim Kapaunenessen im Weingewölbe.

Naumann ist reif geworden für den Westen:

Er ist jetzt ganz ohne Arbeit.

Er besucht das große Kaufhaus mit den Mahagoniwänden.

»Wird der Herr schon bedient?« Gottfried Naumann erschrickt und geht schweigend weiter. Die meint jetzt sicher, ich bin ein Dieb.

»Darf ich dem Herrn mal unseren neuen Füllhalter zeigen. Bitte sehr – kein Kaufzwang!« Sie sagt es nicht aufdringlich genug.

PAPIERSERVETTEN. MIT MONOGRAMM 100 STÜCK 85 PFENNIGE. Für hundert Mahlzeiten.

Georg Naumann nimmt den Handrücken, wenn er wischen will. Blau tätowiert ist der und ein Rettungsring ist um die Buchstaben.

Naumann hat jetzt entdeckt, wie er sich hier benehmen muß: Interessiert hinschauen, auch etwas anfassen, aber ziemlich gleichgültig! Und nicht zu lange stehen bleiben!

»Fräulein, ist denn hier gar keine Bedienung? Ich stehe hier schon zehn Minuten.«

Die ist eben gekommen, denkt Naumann. Mensch, ich sollte hier Verkäufer sein!

»Wenn das noch einmal vorkommt, sind Sie entlassen!«

Der Aufpasser reckt sich aus seiner verfetteten Figur, zieht Augenbrauen und Mund in säuerliche Strenge. Koof-mich und Sergeant! denkt Naumann, aber da wird ihm schlecht. Schleier sind vor den Augen. Das hohle Loch unter den Rippen! Acht Tage hat er nur Suppe der Heilsarmee im Magen. Dreck!

Wie betrunken ist das! Er hält sich schwer, pendelt an den Fahrstühlen vorbei.

»Aufwärts bitte.« Knall.

Linoleumsäulen. Rasch weiter, ehe sie stürzen. Der Boden federt wie Torfmoor. Speisengeruch, hier herum muß das Restaurant sein.

Schuhe, hundert Schuhe trappen auf Gottfried Naumann zu. Springen über seine Schultern, treten auf der Stelle, fliegen auf Messingstangen.

Was für eine Sprache spricht das Mädchen: Pömm, pömm, vis-savis.

Wo ist der Speiseraum?

Die Schuhe sind weggefliegen, Hüte kommen hinterher. Fliegen auf Messingstangen, verbeugen sich tief, lassen die Schleier rieseln. Der Boden ist weich wie Samt, rot wie Hackepeter, Marmelade, Tomaten.

Hüte auf Tischen wie Bienenschwärme; Frauen, immer zwei gleiche, greifen hinein, sehen sich an, drehen sich voreinander.

Naumann würgt seinen Magen nieder. Ein Ventilator bringt Luft. Er atmet ruhiger, aber das Herz geht so schwach.

Da steht er vor sich selber: hohläugig sieht er in seine Augen. Das hält sich ja noch einigermaßen. Rechts und links und in der Tiefe nicken und picken und gackern die Frauen.

»Käse«, sagt er, »und lauter Hüte, und die Mädchen haben nichts drunter an.«

Im Hintergrund knallt die Fahrstuhlür. »Abwärts, bitte!

Da fliegen sie auf von den Tischen, von den Stangen, in die Hände, auf die Köpfe, durch die Luft, grüne, blaue Hüte, Bänder, Mützen, über die Spiegel und Tische, um die Doppelfrauen herum. Kritischer Blick, Kopf zur Seite, meint sie mich?

»Ich verstehe – nichts – von Hüten –«

Gottfried Naumann hört noch seine Stimme: »– nicht die – Bohne – von Hüten – –« »Sehen Sie mal wie der geht, Fräulein! Der Mann ist ja betrunken.«

»Werd' gleich die Aufsicht rufen, gnädige Frau. – O Gott, da liegt er schon! Ausgerechnet in unserer Abteilung –«

»Und direkt vor dem Erfrischungsraum.«

»In den Spalten unseres Blattes ist schon verschiedentlich auf das Bettlerunwesen in Berlin hingewiesen worden, das infolge des *falschen Mitleides* des Publikums schier unausrottbar ist. Die Maßnahmen der Polizei, die schon viel zur Säuberung der Straßen von der Spekulation auf das Mitleid beigetragen haben, werden oft genug von dem Publikum durchkreuzt. So kommt es, daß ein Polizeibeamter lieber ein Auge zudrückt, als daß er zum Beispiel auf einem Markt gegen die dort ›musizierenden‹ Greise und die Blinden mit ihren Hunden einschreitet, weil das Publikum wegen solcher ›Brutalität‹ sofort gegen ihn Stellung nehmen würde. In Wahrheit geht es keinem wirklich Hilfsbedürftigen so gut wie in Berlin, der Stadt, die trotz der großen Wirtschaftsnot die besten und umfangreichsten Wohlfahrtseinrichtungen besitzt, die sich denken lassen. Da sich gerade in letzter Zeit wieder die Klagen über das *aufdringli-*

che Benehmen von Bettlern in Lokalen und in Wohnhäusern mehreren – die letzte Kategorie hat es sogar häufig an sich, in gemeine Beschimpfungen auszubrechen, wenn nichts gegeben wird – hat jetzt ein Berliner Wohlfahrtsamt ein Rundschreiben an die Wohlfahrtskommissionen erlassen, in dem erneut darum ersucht wird, alle Fälle von Bettelei unverzüglich zur Meldung zu bringen, damit sofort eingegriffen werden kann. Handelt es sich doch in den meisten Fällen um minderwertige Personen, deren Arbeitsscheue durch die Mildtätigkeit des Publikums noch unterstützt wird. Leute, die nicht Bettler sein wollen, brauchen es auch nicht mehr, soweit ist die gesellschaftliche Organisation schon vorgeschritten. Man kann wohl arm sein und außerdem unter dem Bürokratismus einzelner Ämter zu leiden haben, aber das ist auch schon das schlimmste Übel. Geldliche Unterstützungen, Mietzahlungen, Vorschüsse zum Beginnen eines kleinen Handels, Essensmarken, Kleidungsversorgungsstellen, Asyle, Siechenhäuser, kostenlose Krankenbehandlung – all das kann Berlin seinen Bürgern bieten. Und die immer am meisten Mitleid erregen, die Blinden, sind, wie sich das auch gehört, unter allen Hilfsbedürftigen am besten gestellt. Wir nehmen daher das Rundschreiben jenes Wohlfahrtsamtes zum Anlaß, das Publikum unter Hinweis auf § 361 und § 362 des Bürgerlichen Gesetzbuches, welche die Bettelei unter Strafe stellen, erneut zum Kampf gegen das organisierte Bettlerunwesen der Großstadt aufzurufen.«

›Der Westen‹ 1929.«

Gustav Regler, *Werke*, Bd. 2: *Wasser, Brot und blaue Bohnen / Im Kreuzfeuer*, hrsg. von Michael Rohrwasser, Gerhard Schmidt-Henkel, Ralph Schock und Günter Scholdt, Frankfurt am Main – Basel: Stroemfeld 1994.

Tagelöhnerleben in der Saarregion im 19. Jahrhundert

Von Anke Rietz

Der folgende Text schildert die Lebensgrundlagen der Tagelöhner in der Saarregion im frühen 19. Jahrhundert anhand von Tagelöhnerinventaren, die zwischen 1815 und 1834 durch das Notariat Merzig erstellt wurden. Durch eine Betrachtung der aufgelisteten Mobilien, d. h. der beweglichen Güter der Verstorbenen, läßt sich ein einschlägiges Bild der Haushalte zeichnen.

Tagelöhner gelten als Armutsschicht der ländlichen Regionen des 19. Jahrhunderts par excellence. Sie verrichteten üblicherweise für einen Tagelohn, der aus Bargeld, Naturalien oder anderen Arbeitsleistungen im Austausch bestehen konnte, die unterschiedlichsten ländlichen Arbeiten, unterstützten zum Beispiel einen Bauern bei der Ernteeinbringung, erledigten Fuhrarbeiten und ähnliches. Bisher waren allerdings kaum Informationen darüber zugänglich, wie die Lebensverhältnisse der Tagelöhner genau aussahen. Dies gilt auch für die Saarregion, in der ab 1815 der größte Teil des heutigen Saarlandes in Form der sogenannten Rheinprovinz zum Königreich Preußen gehörte. Einen Einblick in das Leben der Tagelöhner dieser Zeit bietet jedoch die Auswertung der lange vernachlässigten historischen Quellengruppe der Inventare. Diese wurden nach dem Rheinischen Recht der preußischen Rheinprovinz, das eine gleichberechtigte Teilung des Nachlasses eines Verstorbenen unter den Erben vorschrieb, erstellt, wenn eine Person gestorben war, die minderjährige Kinder hinterlassen hatte. Der Notar fertigte ein Verzeichnis des mobilen und immobilien Besizes sowie der aktiven Ausstände und der Schulden an, um den Erbteil der minderjährigen Kinder zu sichern.¹ Für den Historiker ist das ein ausgesprochen glücklicher Fall, denn er erhält dadurch neue Einblicke in die Besitzverhältnisse der unteren Schichten.

Wie die übrige Saarregion war der Raum Merzig in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

stark agrarisch geprägt. Die Zahl der zum Besitz- und Bildungsbürgertum zuzurechnenden Personen war sehr klein, und die Haupterwerbszweige der Region waren Landwirtschaft und Handwerk. Dabei herrschten kleinbäuerliche Betriebe vor, in denen für den Eigenbedarf Getreide angebaut und Tiere gehalten wurden. Sie waren aufgrund ihrer geringen Größe sehr anfällig für Krisen. So riefen Mißernten wie im Jahr 1816/17 Armut und Existenzprobleme hervor. Fast alle Gewerbetreibende besaßen auch ein Stück Land oder einige Tiere, ernährten sich also nicht alleine von ihrem Handwerk. Da zudem Gewerbefreiheit herrschte, kann man nicht – wie heute meist üblich – von einer einzigen beruflichen Tätigkeit sprechen, die den Lebensunterhalt sicherte. Die Unterscheidung fällt schwer zwischen einem Bauern, dessen Erträge nicht mehr zum Leben reichten und der sich daher zum Beispiel durch Fuhrarbeiten oder handwerkliche Tätigkeiten einen Nebenerwerb suchte und einem Tagelöhner, der nach und nach seinen Besitz vergrößern konnte und annähernd wie ein Bauer lebte. Dennoch finden sich in den Inventaren durchgängig Berufsbezeichnungen – beispielsweise als »Tagelöhner« –, an denen sich die Analyse orientiert. Sie dienten dazu, die Personen jeweils genauer zu identifizieren und bezeichneten den gewerblichen Bereich, in dem sie in ihrem Leben oder in der Zeit vor ihrem Tod hauptsächlich tätig waren.

Die genannten fließenden Grenzen bei Beruf und Lebensstandard bestätigt ein näherer Blick in die Inventare, denn es zeigt sich, daß die einzelnen Haushalte sehr unterschiedlich ausgestattet waren.

Wie lebten nun die Tagelöhner unter den genannten Voraussetzungen?

Hierzu sei zunächst auf die wichtigste Immobilie, das Wohnhaus, eingegangen. Die Tatsache, daß über die Hälfte der Tagelöhnerinventare ein Haus verzeichnet, stimmt mit den Forschungsannahmen überein, wonach in

der Saarregion Anfang des 19. Jahrhunderts der Hausbesitz stark ausgeprägt war. Da jedoch in den Inventaren das mobile Vermögen nur in den seltensten Fällen nach Räumen geordnet aufgelistet und das Haus kaum näher beschrieben wurde, lassen sich aus ihnen nur wenige Schlüsse über Beschaffenheit und Aufteilung ziehen. Bei einigen Häusern findet sich der Zusatz, daß sie auch über Garten und/oder Scheune und Stallung verfügten. In Bezug auf diese bieten die Inventare ebenfalls keine detaillierten Informationen. Generell waren die Häuser im Raum Merzig in dieser Zeit meist ganz massiv oder halb massiv und halb aus Fachwerk gebaut und mit Stroh oder Rohr gedeckt.

Die Inventare mit Raumeinteilung lassen auf einen bzw. bis zu drei Räume im Haus schließen. Man kann also von einer Hütte oder einem kleinen Häuschen sprechen. Scheune und Stallung befanden sich dabei, falls vorhanden, gemäß dem südwestdeutschen Einhaus mit dem Wohnteil unter einem Dach. In letzterem diente die sogenannte Stube als Allzweckraum, in dem die Betten zum Schlafen standen, gegessen wurde, sowie verschiedene Arbeiten, zum Beispiel Spinnen, verrichtet wurden. Auch das Vieh, beispielsweise Hühner und Schweine, wurde hier gehalten, wenn man nicht über eine Scheune verfügte. Die in der Küche vorhandenen Gegenstände lassen darauf schließen, daß sie nicht der Hauptraum war, obwohl sie, anders als die Stube, über eine direkte Wärmequelle verfügte. Es ist aber anzunehmen, daß das Küchenfeuer sich an der Wand zur Stube befand und von dieser durch eine gußeiserne Platte getrennt war, durch welche die Wärme weitergegeben wurde. In einigen Fällen hatte man aber auch einen Ofen in der Stube.

Einen dritten möglichen Raum bildet die »Kammer obenauf«, in die man durch eine Leiter oder eine kleine Treppe gelangte. Wenn man über eine solche verfügte, bewahrte man dort die Nahrungs- und Kornvorräte auf, ansonsten tat man dies in der Küche. Desweiteren konnte sie als Schlaf- oder Abstellraum dienen.

Lichtquellen gab es außer dem Feuer und dem durch die Fenster scheinenden Sonnenlicht kaum. Wo sich Fenster befanden beziehungsweise wie groß sie waren, geht aus den Inventaren nicht hervor. Mit Blick auf den Schutz vor Zug und Kälte im Winter dürf-

ten sie aber eher klein gewesen sein. Bisweilen waren Öllampen und Kerzen, vermutlich aus Talg, vorhanden. Um sich zeitlich zu orientieren, war man hauptsächlich auf den Sonnenstand angewiesen oder auf die Kirchturmglöckchen, wenn es sie im Ort gab. Uhren waren kaum vorhanden und wenn, dann handelte es sich um Standuhren oder an der Wand hängende Uhren aus Holz, die von geringem Wert waren.

Das Bild einer einfachen und ärmlichen Lebensweise zeigt sich bei der Betrachtung der vorhandenen Möbel, denn in nicht allen Inventaren werden unter den Mobilien Sitzgelegenheiten oder Tische aufgelistet. Es finden sich Stühle, hergestellt meist aus Stroh oder Holz, und Bänke, die in über der Hälfte der Inventare auftauchen. Seltener kommen dagegen Tische vor, was sich schwer erklären läßt, denn eigentlich müßte zum Essen immer ein solcher vorhanden sein. Denkbar ist, daß man jeweils einen provisorischen Tisch aus Böcken und darüber gelegten Brettern zusammenbaute, vielleicht um Platz zu sparen. Daneben fällt auf, daß komfortablere Möbel, wie beispielsweise ein Sofa, komplett fehlen.

Schlafgelegenheiten gab es dagegen in jedem Tagelöhnerhaushalt, wie die Verbreitung von Bettzubehör in den Inventaren zeigt. Bettstellen finden sich in den meisten, aber nicht allen Haushalten, was darauf schließen läßt, daß es in einigen seltenen Fällen auch alternative Bettarten wie wandfeste Betten gab oder man einfach auf Stroh schlafen mußte. Im Gegensatz zu heute verfügte aber bei weitem nicht jedes Haushaltsmitglied über ein eigenes Bett. Da das Bett sich meist in der Stube befand, kann man davon ausgehen, daß es tagsüber als weitere Sitzgelegenheit benutzt wurde, damit die ganze Familie gleichzeitig sitzen konnte.

Wie schon bei den Sitzmöbeln beobachtet, finden sich auch Möbel zur Aufbewahrung von Kleidung, Stoffen oder Küchengeräten in den meisten, aber nicht in allen Tagelöhnerhaushalten. Dabei verfügten die Haushalte über einen oder mehrere Schränke beziehungsweise Kisten, womit die einzigen beiden auftretenden Aufbewahrungsmöbel benannt wären. Die vorkommenden Schränke lassen sich unterteilen in Tücherschränke, in denen wahrscheinlich in der Stube Tücher und Kleidung aufbewahrt wurden, und Küchenschränke.

Kisten dienten wie Tücherschränke der Aufbewahrung von Textilien und bestanden meist aus Eichenholz. Luxuriösere Möbel wie Kommoden oder Koffertruhen tauchen nicht auf. Viele der beschriebenen Möbel werden in den Inventaren als »alt« bezeichnet. Man nutzte sie solange wie möglich und vererbte sie über Generationen weiter. Neue Möbel wurden demnach selten gekauft. Schmückende oder das Haus verschönernde Gegenstände finden sich kaum. Wenige Inventare verzeichnen Spiegel, Kruzifixe oder Bilder, die allerdings jeweils nur einen sehr geringen Wert hatten.

Von größerer Bedeutung waren für die Tagelöhner Gegenstände zur Nahrungszubereitung. Hierzu besaß man Töpfe, Pfannen, Schüsseln, Platten, Teller und Tassen, bisweilen auch Gläser. Die Ausstattung der einzelnen Haushalte war dabei sehr heterogen und reichte von vielen verschiedenen bis hin zu keinem dieser Utensilien. Das Geschirr war meist aus Ton, Stein, Blech, Fayence oder Zinn. Als Eßbesteck besaß man Löffel, häufig zusätzlich noch Gabeln, üblicherweise ebenfalls aus Zinn. Die meisten, aber nicht alle Haushalte verfügten darüber. Besaß man nicht genügend Teller und Besteck, wurde gemeinsam mit den Händen aus einer Schüssel gegessen. Messer wurden nicht zum Essen benutzt, sondern als eine Art Allzweckmesser in Haus und Hof, denn sie treten selten auf und wenn, dann in Zusammenhang mit bäuerlichen Gerätschaften. Ergänzt wurde das Geschirr durch zahlreiche minderwertige Behältnisse wie Döppeln (eine Art Topf), Bütten (ein nach oben offenes Faß) oder Kessel, die bei vielfältigen Tätigkeiten im Haushalt und bei der bäuerlichen Wirtschaft benutzt wurden. Beispielsweise wurde in den Kesseln über dem Feuer gekocht, mit dem Butterfaß Butter hergestellt, in den Fässern befanden sich Getränke oder Essig, in Bütten wurde unter anderem »Kappes«, also Kohl, verarbeitet und aufbewahrt.

Geschirr zur Kaffe Zubereitung und -konsum wie Kaffeemühle, Kaffeekanne oder -tasse finden sich nur bei den Tagelöhnern aus der Stadt Merzig. Solch spezielle Utensilien konnten in der Stadt eher erworben werden, und die Kaffeekultur war stärker ausgeprägt als auf dem Land. Aus den Inventaren geht allerdings nicht hervor, ob Bohnenkaffee oder Kaffee aus Ersatzstoffen getrunken wurde. Wie die Kaffeeutensilien kommt auch der Besitz

von Fenster- und Bettvorhängen ausschließlich in Merzig vor. Nur in der Stadt hielt man diese für notwendig, hatte vielleicht auch die Ressourcen dafür und wollte sich so den höheren Schichten anpassen.

Weiterhin finden sich in den Inventaren verschiedene Stoffvorräte, die einen hohen Anteil am Gesamtwert des Vermögens ausmachten. Generell läßt sich sagen, daß die eigene Herstellung sehr wichtig war. Flachs und Hanf wurden selbst angebaut und mit Geräten wie »Brech«, »Hechl«, »Schwingstock« und am Ende durch Spinnrad und Webstuhl verarbeitet. Webstühle treten im Vergleich zu den Spinnrädern sehr viel seltener auf, denn sie waren teurer und nahmen bedeutend mehr Platz in Anspruch, über den die Tagelöhnerhütten wie gezeigt meistens nicht verfügten. Es ist anzunehmen, daß man sich Webstühle teilte und sie gemeinschaftlich benutzte. Am Ende erhielt man dadurch Vorräte an Garn oder Tuch, die sehr wertvolle Mobilien darstellten, da daraus Kleidung, Bettzeug, Tischtücher und anderes hergestellt werden konnten. Als Materialien finden sich bei den Tuchvorräten hauptsächlich Leinen, Hanf, Werk und Asinge. Die beiden letzteren stellten Abfallstoffe bei der Verarbeitung von Flachs dar, die dann entsprechend weiterverarbeitet wurden. Hinzu kommen noch Wolle und Stoffarten, die man kaufen mußte und die deshalb seltener auftraten, wie Baumwolle oder Seide.

Aus Leinen und Hanf war auch das für die Männer und Frauen wichtigste Kleidungsstück, das Hemd. Es diente als Unterwäsche und bestand aus einem Stück Stoff, das in der Mitte ein Loch für den Kopf hatte und an den Seiten jeweils zusammengenäht wurde, wobei man Löcher für die Arme ließ, an denen man dann Ärmel anbringen konnte. Andere Unterwäsche, wie beispielsweise die Unterhose, gibt es erst seit Ende des 19. Jahrhunderts. Über dem Hemd trugen die Frauen einen Rock, der meist aus selbst herstellbarem Material bestand und gefärbt war. Häufige Farben waren blau, rot und weiß, welche aufgrund ihrer Haltbarkeit nicht ungewöhnlich waren. Darüber trug die Tagelöhnerfrau eine Schürze, die teilweise aus wertvolleren Materialien – wahrscheinlich für Festtage – angefertigt war. Eine Alternative zu dieser Kombination war das Kleid, welches ebenfalls aus besseren und empfindlicheren Materialien bestand. Ergänzt wurde diese Garderobe durch ein weißes Hals-

tuch und eine Haube, die jedoch vergleichsweise selten auftraten.

Über die Männerkleidung bieten die Inventare sehr wenig Auskunft, da sie meist zusammengefaßt und weniger detailreich beschrieben wurde als die Frauenkleidung. Traditionell wurde eine Hose getragen, darüber ein Überrock oder eine Weste. War die Hose knielang, trug man darunter noch Strümpfe.

Da im Leben der Tagelöhner der Region Merzig die Landwirtschaft eine große Rolle spielte, sei zum Abschluß auf die Nahrungs- und Fruchtvorräte, die Tierhaltung und die bäuerlichen Geräte eingegangen.

Ein wichtiges Nahrungsmittel war die Kartoffel, die auf dem Feld selbst angebaut wurde und immer einen vergleichsweise hohen Schätzwert erhielt. Fleischvorräte finden sich ebenfalls, doch sie treten nur in sehr wenigen Inventaren auf. Nicht alle Tagelöhnerhaushalte verfügten über Vorräte an Nahrung oder Getreide. Dies ist teilweise bedingt durch das Datum der Aufnahme, da man beispielsweise kurz vor dem Winter mehr Vorräte hatte als im Frühling oder man dann über Fleischvorräte verfügte, wenn gerade geschlachtet worden war. Zudem ist es möglich, daß die eher verderblichen Lebensmittel zwischen Tod und Inventaraufnahme schon aufgebraucht worden waren. Doch auch mit diesen Einschränkungen deutet ein Mangel an Frucht- und Nahrungsvorräten auf Armut beziehungsweise ein Leben am Existenzminimum hin.

An Früchten und Getreide finden sich in den Inventaren Bohnen, Erbsen, Linsen, Gerste, Hafer, Roggen und Weizen, was den für die Region in dieser Zeit üblichen Anbausorten entspricht. Wichtig sind darüber hinaus Vorräte an Gras, Heu und Stroh. Hierbei fanden sogar die im Feld gepflanzten Früchte Erwähnung, was deren große Bedeutung für den ländlichen Haushalt unterstreicht. Die jeweilige Spannweite reicht von vielen verschiedenen dieser Getreide- und Gemüsearten bis hin zu Haushalten, in denen es nur etwas Heu oder gar keine Vorräte gab. Ausgeglichen wurde dies durch den Besitz von Vieh, welches zwar ebenfalls durch Vorräte ernährt werden mußte, andererseits aber ein wichtiger Nahrungslieferant war. Dominierend war der Besitz von Hühnern, gefolgt von Rindern, Schweinen und Schafen. Dies entspricht dem üblichen Viehbestand der Zeit in dieser Region. Einzig

die Zahl der Schafe ist vergleichsweise gering. Sie waren als Wolllieferant weniger wichtig, da man Flachs und Hanf zum Herstellen von Kleidung anbaute. Desweiteren finden sich in seltenen Fällen Gänse, Ziegen, ein Bienenstock und Pferde. Letzteres ist bezeichnend, da Pferde sehr teuer waren und sie im Gegensatz zum Rind, das man ebenfalls als Zugtier nutzen konnte, keine Nahrungslieferanten waren. Erklären läßt sich ihr Vorkommen einerseits durch die für die Region Merzig in dieser Zeit attestierte Schwere des Bodens, die starke Zugtiere nötig machte, andererseits durch Besitzunterschiede innerhalb der Gruppe der Tagelöhner. Einige wenige Haushalte verfügten nämlich auch über das zugehörige größere Arbeitsgerät wie Pflug und Karren. Dadurch konnte man selbst sein Land optimal bestellen, seine Arbeitsleistung aber auch vermieten, beispielsweise durch eine Tätigkeit als Fuhrmann. Die Mehrzahl der Tagelöhner verfügte über mehrere verschiedene kleinere Geräte zur Feld-, Wald- und Hofarbeit wie Axt, Beil, Dunggabel, Haue, Schippe, Sense, die im Vergleich zu Pflug und Karren sehr geringe Schätzwerte hatten. Es ist vorstellbar, daß diese nicht nur im eigenen Haushalt genutzt, sondern auch zur jeweiligen Tagelohnarbeit mitgenommen wurden.

Insgesamt läßt sich durch die Inventare ein bezeichnendes, detailliertes und einprägsames Bild der Tagelöhnerhaushalte zeichnen. Es wird deutlich, daß der Besitz der Tagelöhner zwar heterogen war, insgesamt jedoch nicht über ein sehr geringes Maß an Komfort, wie beispielsweise den Besitz eines Bettvorhangs, Pferdes oder Fuhrwerks hinausging. Die Tagelöhner lebten sehr karg und einfach, und wo die grundsätzlichsten Gegenstände des täglichen Lebens fehlten, zeigt sich ein erschreckendes Bild des Mangels und der Armut.

Anmerkung

- 1 Im Hinblick auf die Analyse von Aktiva und Passiva in den Nachlaßinventaren sei an das DFG-Forschungsprojekt »Kreditvergabe im 19. Jahrhundert« von Frau Prof. Dr. Gabriele Clemens an der Universität des Saarlandes verwiesen, in dem unter anderem anhand von Inventaren und Obligationen die Strukturen des ländlichen Kredites im Saar-Lor-Lux-Raum untersucht werden.

saarbrücker hefte

erwerben Sie Anteile
an den schönsten Seiten
des Saarlandes

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

Filmland Saarland
Nr. 102, Winter 2009, Euro 7,80

Kommunikation ist alles
Nr. 101, Sommer 2009, Euro 7,80

Schön daß sie da sind
Nr. 100, Winter 2008, Euro 7,80

Da ist Musike drin
Nr. 99, Frühjahr 2008, Euro 7,80

Jetzt noch mehr bunt
Nr. 98, Winter 2007, Euro 7,80

Von Fall zu Fall
Nr. 97, Sommer 2007, Euro 7,80

Hurra, noch leben wir!
Nr. 96, Winter 2006, Euro 7,80

Einstürzende Leuchttürme
Nr. 95, Sommer 2006, Euro 7,80

Drei Sitzmöbel und (k)ein bißchen
Kulturpessimismus
Nr. 94, Winter 2005, Euro 7,80

Wer schreibt, der bleibt
Nr. 93, Sommer 2005, Euro 7,80

Krise. Welche Krise?
Nr. 92, Herbst 2004, Euro 7,80

Durchatmen
Nr. 91, Frühjahr 2004, Euro 7,80

Citoyens & Sponsoren
Nr. 90, Herbst 2003, Euro 7,80

Kakophonie
Nr. 89, Frühjahr 2003, Euro 7,80

Kultus
Nr. 88, Herbst 2002, Euro 7,80

Schuld ist der Euro
Nr. 87, Frühjahr 2002, Euro 7,80

ältere Hefte zum reduzierten Preis:

Früher war sowieso alles besser
Nr. 86, Winter 2001, Euro 3,50

Gute Zeiten – schlechte Zeiten
Nr. 85, Sommer 2001, Euro 3,50

Es geht voran
Nr. 84, Winter 2000, Euro 3,50

Die Hefte im neuen Gewand
Nr. 83, Sommer 2000, Euro 3,50
(mit Register Heft 61/62–82)

10 von 1000 Jahren
Nr. 82, Winter 1999, Euro 3,50

Erinnern, Mahnen, Gedenken
Nr. 81, Sommer 1999, Euro 3,50

Zerbrochene Utopien – Verlorene Illusionen?
Nr. 79/80, Herbst 1998, Euro 3,50

Bildung: Ballast oder Bereicherung?
Nr. 78, Herbst 1997, Euro 3,50

Stadt der Superlative: Völklingen
Nr. 77, Frühjahr 1997, Euro 3,50

Internet im Saarland
Nr. 76, Herbst 1996, Euro 3,50

Kunst und Kaos im Saarland
Nr. 75, Frühjahr 1996, Euro 3,50

Jugend
Nr. 74, Herbst 1995, Euro 3,50

und weitere Hefte bei
PFAU-Verlag
Hafenstr. 33
66111 Saarbrücken
www-pfau-verlag.de

Depression

Eine Zeitgenossin

Von Josef Reindl

*»Die Tragödie des modernen Geistes besteht darin, das Rätsel des Universums gelöst zu haben, nur um es durch das Rätsel zu ersetzen, das er selber ist.«
Alexandre Koyré*

I

Das Rätsel des modernen Menschen manifestiert sich am heftigsten in der neuen Volkskrankheit Depression. Sie zählt zu den mysteriösesten Krankheiten, obwohl heute alle Welt davon redet, sie gewissermaßen »gesellschaftsfähig« geworden ist. Wir stehen weiterhin fassungs- und häufig sprachlos vor dem Phänomen, daß uns vertraute Menschen, die eben noch ihren Mann und ihre Frau in Familie und Beruf gestanden haben, ohne erkennbare äußere Einwirkungen beschließen, sozial und emotional und in nicht wenigen Fällen auch physisch zu sterben – so als ob ein Voodoo-Zauber sie befallen hätte und sie zunächst in die Lähmung und später dann in die Selbstvernichtung treibt. An dieser extremen Irritation, die Depressive in ihrem Umfeld auslösen, ändert es auch nichts, daß die Krankheit heute öffentlich in den Nachmittagsprogrammen der privaten Fernsehsender ausgestellt wird, daß sie Eingang in den wissenschaftlichen Belastungsdiskurs gefunden hat, daß sie eine »Volkskrankheit«, also längst über das Stadium der Dunkelziffer hinaus ist und daß zu ihrer Behandlung ein breitgefächertes Therapie-spektrum zur Verfügung steht. Ja, es ist eher so, daß wir die Depression zwar immer besser behandeln können, aber gleichzeitig immer weniger verstehen, was wir da behandeln. Ich möchte mit meinen Ausführungen einen Versuch unternehmen, zumindest eines zu verstehen, nämlich warum die Depression so auf dem Vormarsch ist. Möglich ist dies in meinen Augen nur, wenn man den klinischen Diskurs überschreitet und die Geschichte dieser Krankheit mit der Geschichte des modernen Subjekts und der Geschichte der modernen Gesellschaft zusammendenkt.

II

Ehe ich diese historische Betrachtung versuche, möchte ich mit einem Blick auf die Symptomatik der Depression beginnen und diese mit den herrschenden Werten der Jetztzeit konfrontieren. Der depressive Mensch ist von außen betrachtet ein seltsam lebloses Wesen. Aus ihm scheint alle Energie entwichen, er ist unfähig, zu reagieren, soziale Kontakte zu realisieren, er kann sich nicht mehr ausdrücken, nicht mehr selbstaktualisieren. Man spürt ihn nicht mehr, er wirkt unnahbar, die Gefühle scheinen erloschen. Er wirkt – zugespitzt formuliert – lebendig tot. Hinter dieser Fassade der Schwäche, des Kräfteschwunds, der Ohnmacht aber spielt sich etwas ganz anderes ab: Im Inneren des Depressiven sind vulkanische Kräfte am Wirken. Er geht durch eine Hölle des Selbstzweifels, der Selbstvorhaltungen, der Selbstbeschuldigung, der Selbstabwertung. In ihm bricht ein Sturm der Autoaggression los. Bildlich gesprochen beginnt der Depressive einen Krieg gegen sich selber, der tödlich enden kann – und das geschieht immer dann, wenn seine kranke Introspektion zu dem Befund kommt, daß er auf der ganzen Linie versagt hat.

Wir nennen diese grausame unsichtbare Tortur, die der Kranke an sich verübt, verharmlosend Grübelzwang. Tatsächlich aber bietet der Depressive im Umgang mit der ausgebrochenen Krankheit noch einmal alle Kraft, die ihm zur Verfügung steht, auf, um sich für den Makel Depression abzustrafen. Vergewenigt man sich die Fassade der Depression, dann ist sie die Antithese, das Negativ zu den Losungen der Epoche, die da heißen: Projekt, Kommunikation, Tempo, Expression, Exhibition, Empowerment, Innovation, Aktivierung, Fitness. Ist der Depressive also ein Widerständler, ein Rebell gegen die gesellschaftlichen Zumutungen, der sein Dagegensein nur auf verdrehte Weise zum Ausdruck bringt? Das ist er nicht! Sein Umgang mit der Krankheit dementiert eine solch romantische Sicht der Dinge. Der

Depressive führt gerade deshalb Krieg gegen sich, weil er die herrschenden Werte verinnerlicht hat, ihnen aber nicht nachkommen kann. Er befindet sein Lebensprogramm, das das herrschende Lebensprogramm ist, als gescheitert und sein Leben nicht mehr lebenswert. Deshalb fährt alle Energie aus ihm heraus und zurück bleibt ein ermatteter Körper und ein über die Maßen agitierter Geist.

III

Das medizinische Krankheitsbild der Depression ist anders als etwa das einer Lungenentzündung, aber auch anders als das der Schizophrenie uneindeutig. Deutlich wird in einer historischen Perspektive, daß in das Krankheitsbild die jeweiligen psychiatrischen Diskurse, die Zeitläufte, die hegemonialen Kulturnormen eingeschrieben sind. Weil die Depression eine uneindeutige Krankheit ist, deshalb fällt auch die Abgrenzung zu anderen benachbarten Erkrankungen nicht leicht: zur Neurose, zur Psychose, zum Borderline-Syndrom, zur Schizophrenie, zur Sucht. Dennoch kann man stark vergrößert die Karriere der Depression nachzeichnen. Sie erlebt ihre Geburtsstunde mit der Heraufkunft der bürgerlichen Gesellschaft, mit der Entstehung des modernen Subjekts. Damals stand sie im Bannkreis des Wahnsinns, der Melancholie, der Hysterie; sie wurde als eine Krankheit des Geistes gedeutet, die entweder das extrem feinnervige Bewußtsein der höheren Stände oder die von der Subjektwerdung überforderten einfacheren Schichten befiel. Die bürgerliche Subjektwerdung ist harte Arbeit. Das vormalig ganzheitliche in den Kosmos eingelassene Individuum muß sich aufteilen in ein Wesen, das aktiv ist, Elan und Antrieb hat und das gleichzeitig auf Distanz zu sich und seinen animalischen Instinkten geht, also Gefühlsregulierung betreibt.

Mit der Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft gerät die Depression in den Dunstkreis der Neurose und des Traumas. Sie wird zu einer psychischen Störung ohne physiologischen Unterbau (Temperament, Konstitution), die aus den Konflikten des bürgerlichen Subjekts zwischen Begehren, Verlangen (Es) und dem Gesetz (Über-Ich) herrühren. Das schuldige Subjekt, das das Ausmaß des Verzichts, den die Gesellschaft durch ihre Verbote und ihr Gehorsamsgebot fordert, nicht ertra-

gen kann, rückt in das Zentrum des Diskurses. Sigmund Freud bringt die Depression in Zusammenhang mit der Spaltung des Subjekts (frei und unterworfen) und mit seiner Unfähigkeit, zum Moderator seiner Konflikte zu werden. Die Verbote lasten zu stark auf dem Subjekt, sein Über-Ich ist zu streng und es wird krank, entweder weil es die Verbote übertritt und schuldig wird oder weil es das Begehren unterdrückt.

Als die bürgerliche Gesellschaft mit den Jugend- und Studentenrevolten in ihre Spätphase eintritt und sich von den Verböten und Entsagungen emanzipiert, scheint der Neurose der gesellschaftliche Humus entzogen und die Depression ihres Stigmas entkleidet, also zu einer normalen Krankheit zu werden. »Nicht der Schizophrene ist krank, sondern die Gesellschaft, in der er lebt« (Ronald D. Laing), ist der Schlachtruf der Antipsychiatrie, den man ohne weiteres auf die Depression abwandeln kann. Alles scheint möglich, unter dem Pflaster liegt der Strand, eine neue Freiheit der Sitten, eine Öffnung der Lebensläufe, Mobilität nach oben kündigen sich an. Nietzsches Übermensch, das souveräne Individuum, das sich von Moral und Sitten befreit hat, das mehr als es selbst sein will, ein starkes Wesen also, war im Begriff, sich von den Bergen der Philosophie ins Tal der Wirklichkeit aufzumachen. Wir haben dieses Individuum heute in der Tat, aber es hat nicht die Kraft des Herren, es ist zerbrechlich, es ist von seiner Souveränität erschöpft, es beklagt seine Erschlaffung, es ist depressiv und süchtig. Depression und Abhängigkeit sind anscheinend die unerbittlichen Kehrseiten des Menschen, der angetreten ist, sein eigener Herr zu werden. Die Depression befällt nicht mehr den Menschen, der schlecht gehandelt hat, sondern den, der nicht handeln kann. Sie ist nicht mehr das Drama der Schuld, sondern die Tragödie der Unzulänglichkeit. Ödipus hat Narziß den Stab übergeben. Die Depression und die Sucht sind die Vorder- und Rückseite derselben Krankheit des Ungenügens.

IV

Wie konnte es dazu kommen, daß sich das emanzipierte Subjekt heute unter der Last der Autonomie und der Autorenschaft für sein eigenes Leben beugt und die Kraft für den Lebenskampf verliert? Wieso sind die Hoffnungen, die mit dem Aufbruch in den sechziger

Jahren verknüpft waren, enttäuscht worden, und warum haben nach der Befreiung vom Drama der Schuld und des Gehorsams heute die Dramen der Verantwortung und des Handelns den gesellschaftlichen Schauplatz erobert? Um auf diese Fragen eine Antwort zu finden, will ich eine kleine Geschichte der kapitalistischen Gesellschaft und eine kleine Geschichte von Kapital und Arbeit erzählen. Man kann über die gegenwärtige Ausbreitung der Depression nicht reden, wenn man vom zeitgenössischen Kapitalismus schweigt. Heute ist so etwas Gott sei Dank wieder möglich, ohne daß man gleich von den Hohenpriestern des öffentlichen Diskurses belächelt wird.

V

Seit den neunziger Jahren hat sich eine postmoderne Erleichterung über das Ende der Utopien und der großen gesellschaftlichen Projekte ausgebreitet. Ich teile sie nicht, weil sie auch das Ende des gesellschaftlichen Zusammenhalts, ja vielleicht der Gesellschaft überhaupt ankündigt. Die bürgerliche Utopie, die die Gesellschaft in der Vergangenheit bewegt hat, war die Konstituierung des in Sonderinteressen gespaltenen Gemeinwesens als Solidargemeinschaft, die linke, Alternativen zum Kapitalismus zu denken und zu entwickeln. Diese Utopien waren konfliktträchtig, und gerade das hat die Gesellschaft zusammengehalten. Der Konflikt integriert, indem er die sozialen Beziehungen strukturiert. Politisch hat das in Form des ›Klassenkampfes‹ und der Erfindung des Sozialen stattgefunden. Durch diese Innovation ist das Abgleiten in den Bürgerkrieg vermieden worden; der Sozialstaat war eine lohnende Investition vor allem für die Reichen, eine Versicherung davor, daß ihnen die Armen ans Leder wollen – ein Zusammenhang, den die Westermächte dieser Republik in ihrer dummdreisten Kampagne gegen die Opfer des Kapitalismus tumb ignorieren.

Was für den Konflikt als Regulator der Gesellschaft galt, galt auch für den Konflikt als Regulator des Individuums. Das individuelle Projekt in der Vergangenheit war die Kompromißbildung zwischen individuellem Begehren und gesellschaftlichen Zwängen und Regeln, die, wenn sie mißlang, zur Neurose geführt hat. Seit das sozialdemokratische Zeitalter zu Ende ist, funktionieren diese Vergesellschaftungs- und Individuationsmuster nicht mehr.

In der Gesellschaft hat sich als allgemeinverbindliches Handlungsmodell der Unternehmer durchgesetzt. Das Motto lautet nicht mehr wie in und nach der Revolte »Mach dich an die Eroberung deiner Identität«, sondern »Erziele persönliche Erfolge durch persönliche Initiative« oder einfacher »Bereichere dich«. Und die dazugehörige Liturgie des Managements heißt Initiative, Verantwortung, Motivation, Flexibilität, Kompetenz, also nicht mehr Unterwerfung, sondern Mobilisierung der Affekte und geistigen Fähigkeiten. Aus dem eingehegten Kapitalismus, in dem bestimmte gesellschaftliche Bereiche vor dem Profitprinzip geschützt waren, wird der totale Kapitalismus, die Kapitalisierung und Ökonomisierung aller Lebensbereiche.

In den letzten zwanzig Jahren ist eine unheimliche Beschleunigung in die Welt gekommen, eine permanente Veränderung, aber es hat keinen zivilisatorischen Fortschritt mehr gegeben; es ist ein rasender Stillstand, weswegen auch der Reformbegriff einen so schalen Beigeschmack bekommen hat. Vom Optimismus des Aufbruchs in den siebziger Jahren ist nichts mehr übriggeblieben. Eher breitet sich das Gefühl aus, an der Gesellschaft zu zerschellen, es herrscht eine unheimliche Geschlossenheit der materiellen Lebensbedingungen, eine bizarre Zuspitzung der sozialen Ungleichheit, eine Abkoppelung der sozialen Schichten voneinander bis hin zur Exklusion der ›Überflüssigen‹. Der Konflikt ist zwar nicht aus der Gesellschaft verschwunden, aber er hat keine politische Form mehr. Im formlosen Konflikt laufen die Fronten wild durcheinander und manchmal gehen sie durch ein und denselben Körper. Das mobilisierte Individuum, das das Evangelium der persönlichen Entfaltung hinter sich hat, sieht sich jetzt mit der Neuen Offenbarung der persönlichen Initiative und der Unterwerfung unter die Normen der Leistungsfähigkeit und des Erfolgszwangs konfrontiert, und es ist ob all dieser Veränderungen und ob all der Selbstregierung und Selbstführung müde geworden. Die Depression ist mithin nicht die Krankheit des Unglücks und des Verlustes, sondern die der Veränderung und die einer Persönlichkeit, die versucht, sie selbst zu werden. Der Depressive hat die Suggestion, jeder könne zur Eroberung seines Lebens aufbrechen, ohne dafür einen Preis entrichten zu müssen, geglaubt, und er muß jetzt entdecken, daß er Subjekt im dop-

pelten Sinne, Souverän und Untertan, geblieben ist.

VI

Er spürt dies am schmerzhaftesten im Unternehmen, bei der Arbeit. Man kann es sich kaum mehr vorstellen, aber Arbeit war einmal in grauer Vorzeit eine halbwegs glückliche Angelegenheit, eine glückliche Beziehung zwischen dem Ich und der Welt, zwischen Anstrengung und Belohnung, zwischen Empfindung und Erfahrung. Dann kam der kapitalistische Sündenfall und Arbeit wurde Zwang und Pflicht, Ausbeutung und Entfremdung, Betrug. Aber selbst als Lohnarbeit behielt sie ihren sinnstiftenden Wert: Man spürte den Körper und den Effekt der Arbeit, man erarbeitete sich die Gemeinschaft, die Identität, den Stolz auf das Geleistete, man arbeitete an seinem Fortkommen. Ohne Frage verbrauchte die Arbeit den Menschen, aber der humane Kapitalist und der Staat sorgten dafür, daß sie es nicht allzu schnell und allzu dramatisch tat. Heute gibt es keine humanen Kapitalisten und keinen fürsorglichen Staat mehr, und an ihrer Stelle herrschen die spekulativen Kapitalisten und der aktivierende Staat, was weitreichende Folgen für die Arbeit hat.

Ein wie großes Problem die Arbeit geworden ist, kann man allein daran sehen, daß kaum mehr jemand von ihr im positiven Sinne erzählen kann, es sei denn, seine Arbeit besteht darin, seine Arbeit darzustellen, was heute in den Unternehmen immer mehr überhand nimmt. Wir erleben die paradoxe Situation, daß immer weniger Menschen die Arbeit machen, die einfach gemacht werden muß und immer mehr Menschen fiktionale Arbeit machen. Diese Verschiebung findet eine Parallele im Verhältnis von produktivem und fiktivem Kapital. Das spekulative Kapital hat längst das produktive penetriert und zwingt ihm seine perverse Logik auf, derzufolge nur ein entlassener Arbeiter ein guter Arbeiter ist. Nach jeder Verschlinkung eines Unternehmens steigen die Aktienkurse. Von daher interessiert sich der Fabrikherr nicht mehr für seine Arbeiter und die Arbeiter haben keinen sozialen Ort mehr; eigentlich gibt es sie beide nicht mehr als Sozialfiguren und Sozialcharaktere, sondern nur noch ein alles durchrauschendes Kapital. Die Ressourcen, die die Lohnarbeit erträglich gemacht haben,

sind abgeschmolzen und übrig geblieben ist nur eine: das persönliche Fortkommen, die Arbeit als Investition, als Spekulation.

Solche Spekulationsarbeit verrichten nicht alle Beschäftigtengruppen in gleicher Intensität. Diejenigen, die die Arbeit ausführen, die getan werden muß, sind am wenigsten den Risiken der Spekulationsarbeit ausgesetzt. Sie stehen unter einem anderen Druck, was sich in den sogenannten Bagatellkündigungen manifestiert, in der Vergiftung der sozialen Beziehungen und der Verwandlung der Belegschaften in lauter kleine IMs. Natürlich geht es bei den Bagatellkündigungen nicht ums Prinzip, wie die Gerichte behaupten, sondern um ein Schauspiel, um symbolische Politik: die Arbeit unten ist die totale Unterwerfung. Geführt wird nicht wie bei der Arbeit in der Mitte und oben der Produktivitätsdiskurs, sondern der blanke Machtdiskurs. Die Spekulationsarbeit ist die Domäne der »Mittelschichten« oder in der Terminologie des Managementsprechers der »Leistungsträger«. Sie behandeln ihre Arbeit wie eingesetztes Kapital bis hin zu »Leerverkäufen«, zu Wetten auf den Verlust anderer Arbeit, sie machen Performance statt Arbeit.

Daß dies alles andere als ein »leichter Job« ist, zeigt sich, wenn sie scheitern. Sie werden nicht einfach krank, sondern sie arbeiten sich zu Tode, bringen sich um, kriegen einen Herzinfarkt, eine Depression oder laufen auch hin und wieder Amok. Robert Enke, an dessen Tod die ganze Gesellschaft Anteil genommen hat, die zahlreichen Selbstmorde in französischen Unternehmen und der Tod durch Überarbeit in japanischen Firmen, das sogenannte Karoshi, sind nur einige prominente Beispiele. Die Betroffenen brechen unter der Last der Karriere, der Erwartungen und der Performance zusammen. Hier geht es um etwas anderes als um den sogenannten Burnout. Der Burnout ist etwas für Sozialarbeiter, Krankenschwestern, Lehrer, er gehört zur alten Mittelschicht und er ist eine Erschöpfung im Dienst an der Sache. Die Spekulationsarbeiter der neuen Mittelschicht sind anders drauf: Sie ordnen alles der Karriere unter und verfallen in den Workaholismus. Wenn sie scheitern, dann wählen sie einen starken, einen grandiosen Abgang. Sie scheitern, weil sie – angetrieben von ihren Karriereperspektiven – viel mehr an Arbeit auf sich nehmen als sie bewältigen können, aber gleichzeitig von den Vorgesetzten hören, das sei doch Pipifax. Sie lassen sich auf

ein maßloses Spiel ein, in dem sie nur verlieren können. Denn die Firma verlangt das Leben, die Familie als Opfer, die Familie verlangt die Firma als Opfer. Bei alledem müssen sie so viel lügen, so viele Demütigungen einstecken, daß sie mit niemandem mehr über ihre Arbeit reden können und oft nur noch den einen Ausweg sehen.

Reden wir noch von denen, die unfreiwillig von dieser Art von Arbeit befreit sind, den Arbeitslosen. Ein großer Teil von ihnen ist vor solchen Psychodramen und -katastrophen geschützt, weil sie vom Glauben an die Heilsversprechungen und einen return on invest der Arbeit abgefallen sind. Ihre Erschöpfung rührt eher von der Perspektivlosigkeit ihres Daseins und von den Aktivierungsstrategien des Staates her, der nicht die Arbeitslosigkeit, sondern die Arbeitslosen bekämpft und sie zum ›Handeln um jeden Preis‹ treiben möchte.

VII

Die Depression ist die Signatur des entgrenzten und spekulativ gewordenen Kapitalismus. Die Gesellschaft ist durch das Überhandnehmen dieser Krankheit aufgeschreckt worden und sie redet jetzt darüber. Ihr Diskurs ist allerdings verräterisch. Sie setzt ihre Hoffnung auf die neuen Wunderpillen, die heutzutage auch Nichtdepressive zur Leistungssteigerung einsetzen – die Psychopharmaka sind die am schnellsten wachsende Arzneimittelgruppe –, und sie arbeitet an der Widerständigkeit der Subjekte – das Schlagwort, das man in der nächsten Zeit immer öfter hören wird, heißt Resilienz. Hirnforschung, pharmazeutische Forschung und Verhaltenstherapie sind die Leitplanken, an denen sie sich entlanghangelt. Darüber nachzudenken, ob wir in Wirtschaft und Gesellschaft so weitermachen sollen wie bisher, steht nicht auf der Diskurs-Agenda. Stattdessen ist die Wartung der Person, ihre Befähigung, ihre Betreuung und wenn das alles nichts nützt, ihre Reparatur und Wiederherstellung angesagt. Aus der Mikroperspektive des krank gewordenen Menschen ist dagegen nichts einzuwenden. Aus der Makroperspektive gesellschaftlicher Prävention treten wir damit auf der Stelle. Es wird immer mehr Menschen geben, die ihr Kampf, sie selber werden und den maßlosen Anforderungen des Kapitals genügen zu sollen, erschöpft.

Vielleicht sollten wir aber gar nicht dramatisieren. Auch wenn es der Depressive in seinem akuten Stadium nie und nimmer annehmen kann, die Depression ist auch ein Handlungsstil, mit dem sich der Mensch schützt. Es ist in gewisser Weise sinnvoll, nach Niederlagen und Verlusten deprimiert zu sein. Es schützt davor, sich gleich wieder ins Gewühl zu werfen und dieselben Fehler erneut zu machen. Der depressive Mensch ist alles andere als ein kraftloser Mensch. Er wendet seine Kraft nur völlig falsch an, nämlich gegen sich. Im Prinzip hat er die Kraft, seine Krankheit zu besiegen. Im Regelfall aber hat er sie nicht von alleine: Er braucht den Therapeuten, die Klinik, die Selbsthilfegruppe oder das Antidepressivum, denen er seine eigene Stärke zuschreiben kann. Sie sind die Transmittoren seiner eigenen Heilung. Ach, ehe ich es vergesse: Neunzig Prozent der Bevölkerung sind nicht depressiv. Vielleicht sollten wir anfangen, darüber nachzudenken, was die Leute gesund hält, statt darüber zu grübeln, was sie krank macht.



Die Zeit in den Koffern

Von Edith Aron

Die Autorin Edith Aron wurde 1923 in Homburg/Saar geboren und besuchte dort die jüdische Schule. Sie emigrierte mit ihrer Mutter noch vor der Saarabstimmung 1935 nach Buenos Aires, wo sie ihre Ausbildung in der Pestalozzi-Schule fortsetzte, die in Opposition zum NS-Regime gegründet worden war. So behielt sie engen Kontakt zur deutschen Sprache und Kultur. Zugleich lernte sie die lateinamerikanische Literatur kennen und übersetzte später zahlreiche Bücher ins Deutsche. Nach dem Krieg lebte sie unter anderem in Paris, Berlin und schließlich in London, wo sie heute noch wohnt.

Ihr bewegtes Leben hat Edith Aron in zahlreichen Erzählungen verarbeitet. Einiges ist in Zeitschriften und in zwei Auswahlbänden veröffentlicht worden, doch erst als vollständige Sammlung in chronologischer Folge könnten sie sich voll und ganz entfalten, als autobiographischer Roman, Memoiren und Panorama des 20. Jahrhunderts zugleich. Einstweilen mag unser Wiederabdruck der Titelgeschichte des Bandes von 1989 das Interesse am Werk dieser Autorin wachhalten.

Als der Arzt erkannte, daß es keine Hoffnung mehr gab, schrieb er an die Tochter. Sie fuhr schnell in die Grenzstadt nach Lothringen. Außer in den ersten Jahren ihrer Kindheit war sie nie viel mit ihrem Vater zusammen gewesen. Sie waren sich fremd geblieben. Doch jetzt wollte sie ihm beistehen und ihm helfen, ein wenig Geld zu verdienen, um so seine Situation zu erleichtern.

Anfangs sagte und dachte er laut, vielleicht würde er sich mehr mit ihr schaden, als sie ihm helfen könne. Zwei Wochen vergingen. Dann gab er nach. Ich will es mit ihr versuchen, sagte er zu der Frau, die bei ihm lebte und nicht ihre Mutter war. Vielleicht kann sie doch einiges verkaufen. Das wird dann helfen bei den großen Ausgaben für Arzneimittel, Krankenhaus und die Ärzte. Und vielleicht könnte er so die Tochter doch einmal umstimmen und dazu bringen, das Geschäft eines Tages weiterzuführen. Er glaubte nicht an ihren Firlefanz in Paris und an all die eigenartigen Leute, die sie dort kannte. Hätte sie wenigstens den Lehrerberuf ergriffen, dann hätte er manchem wohl zugestimmt. Aber an all das andere, von dem sie sprach, daran glaubte er nicht.

Er half ihr also, die Musterkoffer vorzubereiten. Sie mußte mit der Bahn fahren, weil sie keinen Führerschein besaß. So konnte sie nur mit einem Koffer in jeder Hand reisen, so wie bereits sein Vater

die Mosel hinunter gereist war. All die verschiedenen Uhrenmarken mußten in den beiden Koffern untergebracht werden. Vorsichtig wählte er aus allem ein Angebot aus. Dazu die Preislisten. Dann wurden eine Landkarte und ein Zugfahrplan vom Saarland geholt und die Reise geplant. Diese Vorbereitungen traf er gerne mit ihr zusammen. Sie mußte morgens früh los, um von Kleinblittersdorf zur Burbacher Hütte, dann nach Saarbrücken und weiter nach Neunkirchen zu reisen. Von Neunkirchen nach Blieskastel und nach Bliesbrücken. Überall gab es Uhrengeschäfte. In Saarlouis hatten in ihren Kinderjahren eine Tante, Cousine und Onkel gewohnt, mit einem Gong im Haus und immer gab es reichlich von dem speziellen saarländischen Pilztee, einem kühlen Getränk. Es war dieselbe Tante Blanche gewesen, diese lustige Tante, die ihre achtzehnjährige Tochter Renee während der Kriegsjahre im besetzten Frankreich verloren hatte. Für ihre Nichte hatte sie einmal auf tunesische Art türkisfarbene Bettschuhe gehäkelt.

Weiter ging es nach Wadgassen, Völklingen, Illingen, Sulzbach, St. Ingbert, Dillingen, Lebach, Tholey, Wadern, Merzig, Mettlach bis zur Saarschleife und an die Luxemburger Grenze. Und wieder zurück über St. Wendel, Ottweiler, Dudweiler, Differten, Quierschied, Völklingen.

»Und daß dieser Mantel mit der lila Stola angezogen wird, kommt nicht in Frage! So etwas ziehst du mir nicht an. Du siehst ja lächerlich aus. Kein Mensch wird dich ernst nehmen«, sagte er.

So trug sie ein einfaches, graues Kostüm. Den Pullover mit dem weißen Rollkragen ließ sie sich nicht nehmen. Wo immer sie hinkam, wurde sie freundlich empfangen. Manche Uhrmacherfrau wischte sich diskret eine Träne ab, wenn sie hörte, daß der Vater nun nicht mehr vorbeischauen würde.

»Wir haben uns immer über seinen Besuch gefreut. Er war nie aufdringlich.«

»Daß du mir nicht aufdringlich bist«, hatte er ihr auf den Weg mitgegeben und dazu eine warnende Geste mit dem Zeigefinger gemacht. »Nie aufdringlich sein. Deswegen will ich auch nicht, daß du mit deiner Kleidung auffällst.«

»Er blieb ganze Nachmittage hier sitzen«, sagten die Uhrmacherfrauen. »Und was die Politik angeht, da wußte er über alles Bescheid. Oft sprach er über Mendès-France. Und wenn er hier so saß, zog er eine Zeitung nach der anderen aus den Innentaschen seiner Anzugsjacke. Wir wunderten uns immer, wie die ganzen Zeitungen da hineinpaßten. Die *Dernières Nouvelles* aus Straßburg, die *Weltwoche* und die *Zürcher Zeitung* und all die anderen deutschen und französischen Blätter. Für uns war es immer so, als ob ein Freund uns besuchte. Erst ganz am Schluß zog er das Orderbuch hervor und notierte, was zu bestellen war, und wenn er mal ein neues Modell anzubieten hatte, dann tat er das ganz nebenbei.« Tag für Tag

und Woche für Woche besuchte sie so die Uhrenhändler im Saarland. Auch in ihre Heimatstadt kam sie, dorthin, wo sie zuerst zur Schule gegangen war und wo eine Urkunde in dem Standesamt am Marktplatz ihre Herkunft bezeugte. Oben links vom Markt, da gab es immer noch den kleinen Laden – er hatte den Krieg und alles überstanden – wo sie einmal die winzige Blechbüchse mit den Schreibfedern gekauft hatte. Eine Feder war oben auf der kleinen Schachtel zu sehen, schwarz-schwarz umschattet.

»Dort kannst du dich einen ganzen Tag herumtummeln«, sagte der Vater. Das brauchte er ihr nicht zweimal zu sagen. Sie hätte es sowieso getan. Sie wartete nur darauf, bis sie endlich dort war. Eigentlich war das ja der Sinn ihres ganzen Reisegeschäfts.

»Iiiiiija« sagten die Leute dort für »ja«. Der »Ch«- und der »Sch«-Laut war auch nie klar herauszuhören. Auch der saarländische »ei«-Laut war nicht zu verkennen. Sie hörte immer wieder gerne, wie die Leute dort sprachen. Sie war viel in der Welt herumgekommen, während der Vater immer ungefähr auf demselben geographischen Flecken verblieben war.

Ihre Reisen fielen in die Zeit, als das Saarland noch nicht wieder zu Deutschland gehörte und über eine eigene Franc-Währung verfügte. Zigaretten und Wein waren billig. Und in Saarbrücken wurden die hübschesten Modelle der Pariser Damenmode verkauft.

»Die Zeit so in den Koffern zu verkaufen, das kann nicht jeder«, schrieb ihr ein Freund scherzend und tröstend zugleich. Später war sie dankbar für die kurze Spanne Zeit, die sie neben ihrem Vater verbringen durfte. Indem sie seine Arbeit verrichtete, erfuhr sie mehr über ihn als je von ihm selbst.

Die Besuche bei seinen Kunden waren so etwas wie Kommunikation für ihn. Manchmal mußte sie auch in die andere Richtung reisen und lothringische Ortschaften bis hinauf nach Metz aufsuchen. So kam sie einmal an Lixheim vorbei, von wo ihre lothringische grand-mère stammte. Das war vor der Zeit von 1871 gewesen.

Auf diese Weise hielten sie es bis zum Schluß, der Vater und die Tochter. Abends erzählte sie ihm, wo sie überall gewesen war und wie die Leute sich alle nach ihm erkundigt hatten und ihn grüßen ließen. Bestellungen gab es noch und noch. Sie hatte in den wenigen Wochen mehr verdient als er in all den Monaten zuvor. Ab und zu hoffte er wohl im Stillen, sie würde später vielleicht diese Arbeit weiterführen. Im Grunde war es ja ein leichtes Geldverdienen. Doch die Tochter zog immer das Schwierige vor. Und eigentlich blieb das Geschäft ja auch nur interessant, solange das Saarland seine Selbständigkeit wahrte. Dann kamen andere Zollbestimmungen. Doch all das geschah nach seiner Zeit.



Nadelarbeit – Zeichnen, Malen, Bildhauern

Drei Positionen

Von Sabine Graf

Die Dinge sind anders, als sie scheinen. Häkeln ist Bildhauern. Sticken ist Zeichnen. Malen ist Sticken und Spritzen. Die Nadel ist der kleinste gemeinsame Nenner. Sie hält die Arbeit dreier Künstlerinnen zusammen. Die Werkstoffe unterscheiden sich. Wolle, Seil, Silikon und Heißkleber sind die bevorzugten Materialien aus denen Skulpturen, Gemälde und Zeichnungen entstehen. Vom bloßen Hörensagen klingt es nach Materialkunst, die zu erwarten steht. Nach einer Art der Auseinandersetzung, die recht besehen keine ist, sondern sich auf die Wirkung des Materials verläßt. Doch das ist es nicht. Bilder aus Heißkleber, Garn und Silikon sind keine Materialkunst. Skulpturen aus Wolle sind keine Textilkunst. Stickereien mit Gras, Teelichtern, Milchverschlüssen und Seil feiern nicht die Schönheit des Abfalls und empfehlen sich als Recyclingkunst. Ebenso wenig steht hinter all dem eine Ideologie des Weiblichen, was vordergründig in der Wahl der zu dem Feld der Handarbeiten zählenden Materialien und Techniken begründet wäre.

Auch das trifft es nicht. Es geht um das Verwandeln und Transformieren von Material und daher um eine strikt künstlerische Handlung. Die Art und Weise, wie es geschieht, ist entscheidend. Denn alle drei Ansätze verbindet die Auseinandersetzung mit der Tradition von Kunst und Handwerk. Zumal im Saarland, in dem die Kunstschulausbildung von Beginn an in diesem Spannungsfeld stand. »Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen.« Was sich wie ein Kommentar zum statthabenden weiten Kunstbegriff liest, der in seinen aktuellen Ausprägungen gerade im Saarland eher den universellen Dilettanten als den generalisierenden Spezialisten hervorbrachte, ist doch ein altes Goethe-Wort. Man hatte es vor mehr als achtzig Jahren einer Broschüre der damaligen

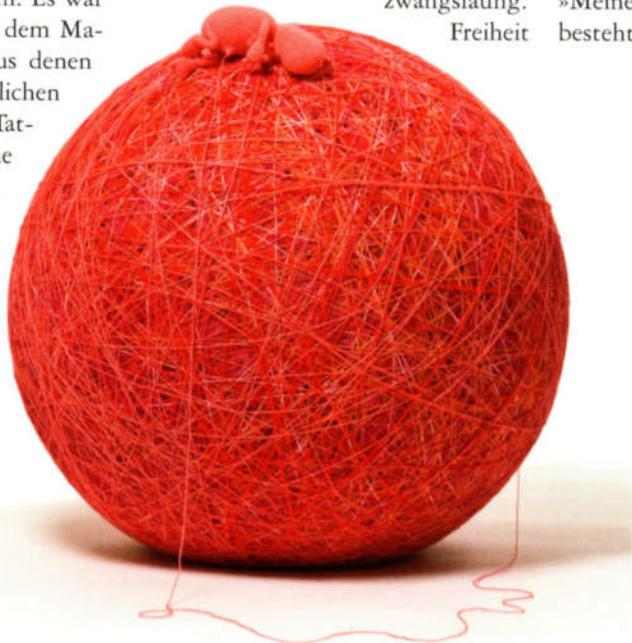
Staatlichen Schule für Kunst und Kunstgewerbe vorangestellt. Darin gründet hierzulande die Tradition der textilen Kunst, die ihren Ursprung im Bauhaus hat. Hatte man dort angewandte und freie Kunst, Kunst und Handwerk zusammengeführt und die Standards von Architektur, Design und Kunstpädagogik neu definiert, reimte man im Saarland des Jahres 1946 daraus ein wenig mutwillig Kunst und Handwerk. Denn strenggenommen hätte die Übersetzung von »Metiers des Arts« Techniken der Kunst anstatt Kunst und Handwerk heißen müssen. Zeitgemäß mußten Kunst und Handwerk sein, im Saarland kam das wie so oft zeitverzögert an. Zumindest in den Jahren nach 1924, als die private Kunstschule von Fritz Grewenig zur Staatlichen Kunst- und Kunstgewerbeschule geworden war, lag man einigermaßen gleich auf. Schon damals gab es an der Schule eine Textilwerkstatt, die von Adolf Bauer geleitet wurde. Er war auch für die Graphik- und Ornamentklasse verantwortlich und vertrat in seiner Lehre das Prinzip der »Formschulung«. Das bedeutete grob gesagt, daß nicht nur das Handwerk und das damit verbundene Technische gelehrt werden konnte, sondern auch die Kunst. Damit ging Bauer sogar über die Kunstschulreform und das Bauhaus hinaus, für die nur die Voraussetzungen, aber nicht die Kunst selbst lehrbar waren. Bauer setzte diesen Ansatz in allen Klassen, also auch in der Weberei um. Die Staatliche Kunst- und Kunstgewerbeschule verstand es, diesen Ansatz mit denen der anderen Lehrer zu vereinen. Damit verfügte die Schule über ein Lehrangebot, das sowohl zeitgenössischen Standards der Lehre entsprach als auch die Bedürfnisse einer von Industrie und Handwerk geprägten Region aufgriff.

Die Ornamentklasse der Schule übernahm dabei eine Aufgabe, die der Vorlehre des Bauhauses entsprach. Was später unter dem Begriff »Grundlehre« firmierte, fand hier bereits seine Form und teilte sich in eine »elementare Formenlehre« und in »Materialstudien in der

Vorwerkstatt«. Der Begriff des Ornaments mag dabei irritieren, bedeutete aber in unserem heutigen Verständnis so viel wie das Entwickeln von Logos und Signets. Der in der Ornamentklasse verwendete Ansatz erwies sich als Vorgang der Materialprüfung und der Schulung der Wahrnehmung. Er bestand aus dem anfänglich abstrakten Zeichnen mit dem Ziel, Ordnungszusammenhänge zwischen verschiedenen Formen zu erfassen. Das Zeichnen nach der Natur oder das Abbilden konkreter Dinge hatte hier bewußt keinen Platz, beschrieb es der ebenfalls an der Schule lehrende Kunstpädagoge Franz Hierling in seiner 1933 erschienenen Schrift *Formschulung. Die Kunstlehre Adolf Bauers und ihre pädagogische Bedeutung*. Denn das abstrakte Zeichnen war die Basis, von der aus die Schüler durch die eigene Hand Erfahrung im Umgang mit einer Bildfläche und den darauf angelegten Formen sammelten. Daran schlossen sich weitere, komplexer werdende Experimente mit Formen und Kompositionen an, um die Beziehungen zu Bildrand, Farbe und Strukturen zu untersuchen. Dazu kamen Materialübungen mit Stäbchen, Pappstreifen, Stoffen, die auf dem Papier zu einer sinnvollen Struktur angeordnet wurden. Denn Bauer ging davon aus, daß der Umgang mit Flächenornamenten grundlegend für die Aufgaben des Kunsthandwerks ist. Darin eingeschlossen waren auch Malerei und Plastik. Dann erst kam das gegenständliche Malen und Zeichnen. Es war eine solide Auseinandersetzung mit dem Material und seinen Möglichkeiten, aus denen Kunst entstand, die ihren handwerklichen Bezug nicht leugnete. Das ist eine Tatsache, weniger eine Ideologie. Welche Kraft darin lag, mögen die Collagen aus Stoff, Papier und Sand der in St. Wendel lebenden Annemarie Scherer-Haßdenteufel zeigen. Die vor hundert Jahren geborene und in den neunziger Jahren verstorbene Künstlerin hatte an der Kunst- und Kunstgewerbeschule in Saarbrücken bei Adolf Bauer studiert

und war für Jahrzehnte der künstlerischen Arbeit fern, bis sie, befreit von familiärer Pflicht und einem der künstlerischen Tätigkeit nicht wohlwollend gegenüberstehenden Ehemann, als fast 80jährige die Arbeit wieder aufnahm und deren Ergebnisse Mitte der achtziger Jahre in Ausstellungen im Land vorstellte. Scherer-Haßdenteufel firmierte als Malerin, ungeachtet der Tatsache, daß sie Stoffe auf dem Malgrund ausbreitete. Der Umstand, daß der Rückzug auf die Rolle als Hausfrau und Mutter ihr den Weg zur Kunst versperrte, mag der Zeit, den Verhaltensnormen und Rollenmustern dieser Frauengeneration geschuldet sein.

Jahrzehnte danach brachte eine andere Künstlerinnengeneration, die aus der Folgeschule, der 1989 gegründeten Hochschule der Bildenden Künste Saar kam, weibliche Tradition, Handwerk und Kunst in einen anderen, selbstbewußten Zusammenhang. Katharina Krenkel absolvierte ein Kommunikationsdesignstudium an der HBK Saar und fand nach Anfängen mit Objekten aus Pappmaché und Farbe zur Wolle und zum Häkeln. Was gemeinhin als zutiefst weibliche Tätigkeit aus dem Bereich der Handarbeit galt, nutzte sie als Basis einer eigenständigen künstlerischen Position. Sie nahm es als Auseinandersetzung mit der eigenen familiären, vom schwäbischen Pietismus geprägten Tradition. Anders als die Vorgängergenerationen war der Rückzug in die Familie, wenn Kinder kamen, nicht mehr zwangsläufig. »Meine Freiheit besteht



Katharina Krenkel, *Fötus und Mama* (2010)

darin, die Tradition meiner Großmütter zu sehen und zu nutzen«, erklärt Katharina Krenkel. Anstatt Häkeldeckchen und andere Verhüllungshilfen herzustellen, stellte sie die Tradition auf den Kopf und häkelte Nacktanzüge mit allem drum und dran. Bereit zum munteren Rollenwechsel, so daß der Mann den Frauenanzug und die Frau die aus fleischfarbener Wolle gefertigte Männerhülle anlegen konnte. Egal, ob Nacktanzug oder Bettdecke, Hülle ist Hülle: »Unter jedem sittsamen Bettüberwurf liegt etwas. Ich bediene mich klassischer Häkelsujets und zeige gleichzeitig, was darunter liegen könnte«, faßte sie einmal Inhalt und Form, Masche und Medium zusammen und häkelte eine Busendecke.

Die Wolle und das Häkeln erscheinen dabei als ideale Verbindung zwischen Kunst und Leben. Doch das ist nur die halbe Antwort, weil man damit das Potential verkennt, das in

der Arbeit mit Wolle und Häkeltechnik liegt. »Ich habe nach dem Studium eine Sprache gesucht und die Wolle gefunden.« Die Wolle lief und war nichts anderes als eine aufs Blatt gezogene Linie, aus der ein Zeichner oder Maler auf Papier oder Leinwand seine Sicht der Welt schafft.

Katharina Krenkel ist der Linie nach nur ihrem Studium an der Hochschule der Bildenden Künste Saar konsequent gefolgt. Sie verließ die Schule zwar als Kommunikationsdesignerin, wußte aber, was sie nicht mehr wollte: »Grafik, das war der Kompromiß an die Freie Kunst.« Ein Atelier gab es nicht, aber die Absicht künstlerisch zu arbeiten. Also experimentierte sie aus Mangel an Platz und Malmaterial mit Wolle, die sie als leichtes Gepäck überallhin mitnehmen konnte. Zumindest diese Not machte erfinderisch und bot nebenbei noch einen reizenden Anlaß, die Be-



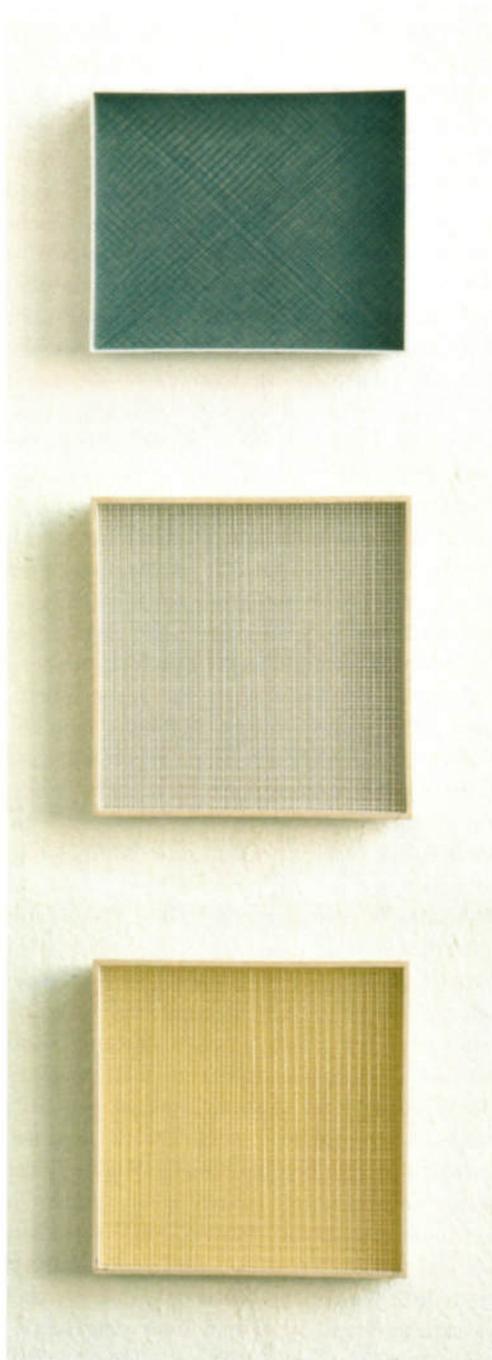
Katharina Krenkel,
Die Busen der Natur (1994)

deutung des Ateliers als Kern künstlerischer Selbstinszenierung zu atomisieren. Und hatte nicht auch, so geht die Legende, Annemarie Scherer-Haßdenteufel, als sie schon bettlägerig war, in ihrer Bettstatt mit Stoffen Bildräume geschaffen? Katharina Krenkel nennt ihre Objekte »Soft Sculptures«, bestimmt durch die Attribute »waschbar, gemütlich, praktisch«. Das ist jedoch nicht als Hinweis auf einen leichtfertigen Umgang mit dem Material oder der künstlerischen Tätigkeit zu verstehen: »Ich empfinde mich als Bildhauerin und nicht als Textilkünstlerin.« Daß sie mit Wolle und Häkelnadel arbeitet, tut dem keinen Abbruch: »Meine bildnerische Sprache ist das Häkeln. So wie ein Maler bei Temperafarben hängenbleibt und damit experimentiert oder ein Bildhauer mit Stein oder Holz, bin ich bei der Wolle gelandet.« Doch Material und Technik mögen leicht bei der Hand sein, bringen aber keine raschen Ergebnisse. Denn die Weltkarte ließe sich schneller aus Ton formen, die Körperhüllen aus Stoff nähen oder die zu Installation gefügten Riesenwollknäuel aus Plastik gießen. Ein Umstand, den Katharina Krenkel um so dringlicher erfährt, wenn eine Ausstellung bevorsteht, wie eben gerade noch in der Saarbrücker Johanneskirche. 49 Seelen, veritable Rettungsringe in der Optik eines Spitzendeckchens schwebten im Kirchenschiff. Die Dauer als das besondere Kennzeichen ihrer Arbeit fand im gewählten Thema eine Entsprechung, bekennt sie: »In meiner Arbeit steckt etwas anderes, Schweres, aber Unsichtbares, was der Seele gleichzusetzen ist: viel Zeit.« Zugleich ist nichts für die Ewigkeit, weil alles sich aufziehen läßt und sie notfalls Strümpfe daraus machen kann, kommentiert Krenkel pragmatisch und läßt die mit dem Häkeln verbundenen Allmachtsgefühle auf ein handliches Knäuel zusammenschnurren.

Bei Claudia Vogel war es weder die Familientradition noch das fehlende Atelier, was sie zur Arbeit mit Wolle, Garn und darüber hinaus zu Silikon und Klebstoff führte. An der Hochschule der Bildenden Künste Saar, an der die ausgebildete Zahntechnikerin ihr Studium aufnahm, existierte längst keine Textilklasse mehr. Auch die Frage nach der Rolle der Künstlerin hatte keine Bedeutung mehr. Die Fragen an das Bild, die sich bereits Bauer und Hierling stellten, blieben indes die gleichen. Das Verhältnis von Farbe und Struktur,

Material und Form, daran wird weiter gearbeitet. Aber auch hier ist das Material nicht alles. »Das Malerische ist wichtig«, sagt Claudia Vogel. Ob es auch gemalt ist, was auf dem Malgrund erscheint, ist eine andere Frage. Zweifellos ist die Meisterschülerin von Sigurd Rompza Malerin. »Malen heißt, die Farbe untersuchen«, was die Menge der möglichen Techniken und eingesetzten Materialien über das Auftragen von Farbe mittels eines Pinsels auf Leinwand hinaus erweitert. Claudia Vogel interessiert das Medium, nicht die damit ins Werk gesetzte Botschaft. Es ist bereits die Botschaft. Hier geht es um das Bild, die Farbe und deren Eigenschaften, nicht um ein Abbild eines Dinges oder das Porträt eines Menschen. »Womit male ich? Darüber mache ich mir Gedanken und deshalb untersuche ich die Farbe«, erklärt sie und greift zur Heißklebepistole oder zur Tube mit Silikon. Denn was eine Farbe ausmacht, erfährt sie durch das Experimentieren mit Materialien, die Farbe tragen, aber keine angestammten Malmittel wie Pastellkreide oder Ölfarbe sind. Schon während ihres Studiums interessierten sie mehr Strukturen und die Farbe an sich. Also baute sie Farbräume. Dafür verspannte sie Wollfäden in Obstkistchen aus Pappmaché. Später kam Silikon und Klebstoff, zuerst farblos, dann dank Internetrecherche auch in leuchtendem Blau verfügbar, hinzu. Und immer galt die Frage, wie sich Farbe je nach Material und Verarbeitung verändert. Was passiert mit ihr, wenn sie als Silikonmasse durch ein feinmaschiges Fliegengitter oder groben Jutestoff gedrückt wird. Es bleibt Malerei, weil es trotz allem wie gemalt scheint, betont Claudia Vogel. Selbst wenn sie gerade mit limettengrün gefärbtem Garn die Linien auf Karton, ein Raster mit kleinen Quadraten stickt, geht es um Farben und ihre Wirkung: »Notwendig bleibt, daß es experimentell ist. Denn über das Experimentieren entstehen die Bilder.« Die Auswahl und Verarbeitung des Materials ist dafür entscheidend, darin liegt der Reiz, aber auch die Gefahr, weiß Claudia Vogel: »Wichtig ist, daß man nicht zur Materialkünstlerin wird, auch nicht zur Kunsthandwerkerin, sondern daß ein Bild seine malerische Qualität behält und es nicht gebastelt wirkt.«

Dennoch bleibt das Handwerk Teil der Kunst. So lehrte man es an der Staatlichen Schule für Kunst und Handwerk. Immer noch galt



Claudia Vogel, ohne Titel
 oben: Schnur (Seide) und Holz, 25 x 30 x 5 cm
 (2006); Mitte: Schnur (Baumwolle) und Holz, 30 x
 30 x 5 cm (2006); unten: Schnur (Baumwolle) und
 Holz, 30 x 30 x 5 cm (2006)

die an der Vorgängerschule, der Staatlichen Kunst- und Kunstgewerbeschule, eingeführte Tradition eines für alle Studierenden verbindlichen Elementarunterrichts. Nur nannte sich diese Formenlehre nun »Bildlehre« bei

Boris Kleint, danach »Grundlehre« bei Oskar Holweck und formulierte, anders als noch bei Bauer und Hierling, »Bildgesetze«. Es galt die gnadenlose Analyse der Bildelemente Farbe, Form, Struktur, Raum mittels Kontrast der Helligkeit und des Materials sowie deren Abstufungen in immer neuen, nach dem Gesetz der Serie gewonnenen Kombinationen. Jedes einzelne Bildelement wurde isoliert, geprüft, gegliedert und geordnet, so daß künstlerische Arbeit oft genug einer quasiwissenschaftlichen Versuchsreihe gleichkam. Daran mag die famose Weißblech-Serie der Fotografin Monika von Boch erinnern, die tief unter die Oberfläche blickte und dort Strukturen und Formen dem Blick offenbarte, die mehr an gezeichnete, organische Formen als an ein Industrieprodukt erinnerten. Genau in diesem Zwischenraum siedelte die angewandte Kunst, die an der Staatlichen Schule für Kunst und Handwerk gelehrt wurde. Die Bauhaus-Tradition und damit die Idee eines zeitgemäßen, alle Lebensbereiche umfassenden Designs spielte hinein wie auch der schon bei der Vorgängerschule an der Saar favorisierte Gedanke, daß Kunstgewerbe der auf Industrie und Handwerk setzenden Saarregion am besten entspreche. Nicht zuletzt sollten gerade die Lehrangebote auf dem Feld der Angewandten Kunst den Absolventinnen und Absolventen der Metall- oder Textilklassen ein Auskommen als Kunsthandwerkerinnen und Kunsthandwerker sichern.

Ein Schwerpunkt lag dabei auf der Arbeit für die Kirchen und deren Personal. Während die Absolventen der Metallklassen Monstranzen und andere im Gottesdienst gebräuchliche Requisiten herstellten, versorgten die Absolventinnen der Weberei und vor allem der Klasse für Paramentik und Bildstickerei das geistliche Personal mit dem übers Kirchenjahr wechselnden Ornat und die Wände wie Fenster mit den dem Ort und seiner Bestimmung gemäßen Behängen. Doch die Nachfrage ist nicht unbegrenzt. Zumal die Moden auf diesem Feld seltener wechseln. Das Handwerk der Weberin schrumpfte daher notwendig auf ein von Kennern und Liebhabern nachgefragtes Segment, während die Ware längst aus Billiglohnländern kommt. Die Weberei-Klasse an der Staatlichen Hochschule für Kunst und Handwerk sowie deren Nachfolgerin Werkkunstschule wandelte ihre Gestalt, nachdem die Schule zum Fachbereich Design der Fachhochschule des Saarlandes eingedampft wor-



Karin Eberhardt, *Teesieb* (2002), Teesieb, Hanf, 19 x 7 x 3,5 cm

den war, und nannte sich fortan Textildesign. Eine Klasse, in der Bildstickerinnen ausgebildet wurden, gab es seit 1958 nicht mehr. Dennoch besteht eine Tradition im Saarland, die von einer Absolventin dieser Klasse im Land verankert und weitergegeben wurde. »Wie der Faden läuft«, faßt Karin Eberhardt die Summe dessen zusammen, was sie von Dorothea Zech gelernt hat. Bei ihr begann sie Mitte der achtziger Jahre ihre Ausbildung als Bildstickerin. Dorothea Zech hatte in Saarbrücken studiert und sich danach als Bildstickerin selbständig gemacht. »Gestickte Kirchenfenster« gehörten zu ihrem Angebot wie auch Wandgestaltungen für öffentliche Gebäude, denen sie im Rahmen der für Neubauten verpflichtenden, damals noch »Kunst am Bau« genannten Maßnahmen nachkam. Kirchenräume brauchen keinen Schmuck mehr, sondern werden als Folge des demographischen Wandels und der rapide sinkenden Zahl der Kirchensteuerzahler zu Kindergärten oder Schulgebäuden umgewidmet.

Zudem sind auch im Bereich der Kunst im öffentlichen Raum andere, meist multimediale, von einem Rechner geschaffene und einem Beamer auf die Wand geworfene Lösungen gewünscht. Das Handwerk, zumal das Kunsthandwerk, spielt im Zusammenhang mit zeitgenössischer künstlerischer Tä-

tigkeit, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle. Es versteht sich daher, daß ein seit den sechziger Jahren sich stetig erweiternder Kunstbegriff und ein Überhandnehmen neuer künstlerischer Medien die Handarbeit ablöste. Stattdessen werden Knöpfe gedrückt und Tastaturen angetippt. Zeit spielte keine Rolle mehr. Im Handumdrehen entstehen mittlerweile virtuelle Welten auf dem Rechner. Der Faden läuft in eine andere Richtung. Das Dummste wäre, wenn er diesen Wettlauf aufnehmen wollte. Doch genau das Gegenteil ist der Fall. Der Faden folgt seiner eigenen Spur und verzichtet auf Spektakel, wartet aber dennoch mit Sensationen auf, die aus dem Umgang mit dem Material rühren.

»Material muß einen Charakter haben.« Die Bildstickerin Karin Eberhardt weiß, was sie von den Dingen um sie herum erwartet: Es muß gebraucht sein und dadurch eine Qualität offenbaren, die sie herausfordert. Vertrocknete Tannennadeln reihen sich wie Buchstaben aneinander. Dünne Plastikfäden laufen als gezackte Linien über das Papier oder ballen sich zum Kreis, der aus kleinsten Strichen mühsam gestrichelt wurde. So sieht es aus, aber Karin Eberhardt hat weder geschrieben noch gezeichnet, sondern gestickt. »Ich wollte es so machen, daß aus Tannennadeln ein Text und aus Seilfäden eine Zeichnung wird, aber ich wollte weder schreiben noch zeichnen.« Ihr Handwerk ist und bleibt das Sticken, nur eben mit anderen Materialien als den in ihrem Metier gewohnten. »Die Bewegung des Stickens war in mir drin, aber mir war klar, daß daraus etwas anderes werden muß«, sagt

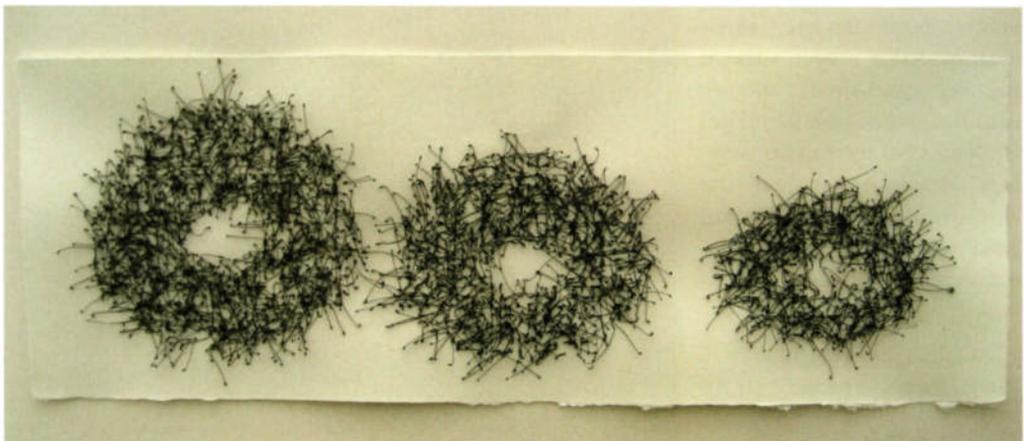


Karin Eberhardt, *Kästchen* (2007), Teebeutelpapier gefaltet, gestickt auf Bütteln, 25 x 25 x 1 cm

sie im Rückblick auf ihre Zeit der Ausbildung bei Dorothea Zech. Das einmal erlernte Handwerk zu wiederholen und sich in den immergleichen Gesten zu erschöpfen, das war es nicht. Das Handwerk mußte die Basis werden, von der aus sie sich auf eine Expedition durch die Welt machte, das Zweite Gesicht des Materials suchte und es mit Nadel und Faden fixierte. Beschränkungen gibt es nicht. Denn es gilt: Alles, was ein Loch hat, läßt sich aufnähen; mit dieser Erkenntnis machte sie sich auf, fand Teebeutel, Teelichtdochthalter, Haare, Zuckerperlen, Samen und irgendwann am Strand ein vom Meerwasser zerschlisenes Seil. Es war ein Stück mit deutlichen Gebrauchsspuren und mit Charakter, bereit, von ihr mit der Pinzette zu kleinsten Fädchen gespalten, um dann durch ein dem Papier beigebrachtes Lochraster gesteckt zu werden. Unter einer Kerzenflamme schmelzen sie zu Farbpunkten dahin oder bilden ein Knötchen, das sie im Papier verankert. Tupfrasterbilder und Strichzeichnungen entstanden, oft in streng geometrischen Formen, dem gelenkten Zufall geschuldet: »Man kann nur machen, was in einem ist: Ordnung«, weiß sie und setzt auf einfache Formen und schlichte Reihung von Dingen. Das wahre Abenteuer liegt ohnehin in der Verwandlung des Materials. Aber bitte, »ich will damit keinesfalls den Blick auf die Schönheit des Abfalls lenken«, verwahrt sich Karin Eberhardt. Es geht um das Material, das arrangiert auf dem Papier eine unvorhergesehene Qualität zeigt. Karin Eberhardt nutzt ein altes Handwerk, um damit Materialien des Alltags in Kunst zu verwandeln.

Ob Knochen nun gehäkelt sind wie bei Katharina Krenkel oder gefunden, gesäubert und mit Faden fixiert bei Karin Eberhardt oder der Faden zur Malerei taugt wie bei Claudia Vogel, immer bleibt es Handwerk und damit eine Frage der Zeit. Die Nadel wird zum Zeitmesser. Sie ersetzt Pinsel, Stift und Schlägel. Sie schafft etwas, das anders ist, als es scheint. Sie wandelt die Dinge und verändert die Wahrnehmung, indem sie dem Betrachter die Frage nach dem aufzwingt, womit er es hier zu tun hat. Gestickt und dennoch gezeichnet? Gezeichnet und dennoch gestickt? Gehäkelt und dennoch eine Skulptur? Die Nadel schafft es, daß Menschen über das nachdenken, was sie vor sich sehen. Sie beweist, daß Handwerk und Handarbeit kein Selbstzweck sind und notwendig zu biederem, dekorativen Ergebnissen führen. Sie sind bisweilen verwegener, zeitgemäßer und intellektuell anspruchsvoller als jede noch so wilde Aktion temporärer Kunst, die eine ganze Kompanie junger Künstler und hochmotivierter Kuratoren ersann. Weil sie Tradition aufgreifen und damit arbeiten, wobei Tradition nicht als totes Holz, sondern als Glut verstanden wird, die hinreicht, etwas Aufsehenerregendes jenseits des albernem Spektakels, aber in weitaus gelassenerer Geste und intensiver in der Wirkung entstehen zu lassen: eine in Hand- und Heimarbeit geschaffene Welt.

Karin Eberhardt, *Drei Seilkreise* (2006), Kunstfaser geschmolzen und gestickt auf Bütten, 19 x 54 x 1 cm





Peter Ondraczek

geb. 1967 in Schlüchtern (Hessen)

- 1988–1993 Studium der Bildenden Kunst und Politik an der Universität Siegen
- 1993–1998 Studium der Freien Kunst / Plastik an der Hochschule der Bildenden Künste Saar bei Prof. Wolfgang Nestler
- 1998 Förderpreis Bildende Kunst der Deutschen Bank (erster Preis, mit Katja Mathieu)
- seit 2000 Lehrer für Bildende Kunst
- 2006–2008 Lehrauftrag für Plastik an der Hochschule der Bildenden Künste Saar
- 2009 Lehrauftrag für Druckgraphik an der Zeppelin-University Friedrichshafen

Ausstellungen und Beteiligungen (Auswahl)

- 1988 Städtische Galerie in Gladbeck *Drucksachen*
- 1992 Städtische Galerie Villa Waldrich in Siegen *camera obscura*
- 1993 Altes Brauhaus in Siegen *Versuchsanordnungen* (mit Christel Blömeke)
- 1995 Saarländermuseum Saarbrücken, Landeskunstaussstellung *Kunstszene Saar*
- 1996 Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland in Bonn *Scharfer Blick*, Jahresausstellung des Deutschen Künstlerbundes
- 1997 Museum Katharinenhof Kranenburg/Niederrhein *Bildhauerzeichnungen*
Chun Chon-Galerie in Chun Chon, Korea
- 2004 Saarländermuseum Saarbrücken, Landeskunstaussstellung *Im Augenblick*
- 2007 Atelier Wolfgang Nestler *100 Bilder für Monschau*
- 2010 Europäische Kunstakademie Trier *Heilige Hallen*

oben: Raumarbeit im Atelier, 5 x 7 m, Ausschnitt, Kunststoff, Gips und Beton in Ton gegossen, Kunststoff auf Platten gegossen, Beton in Rohre gegossen, Kunststoffrohre, Verpackungen aus Wellpappe, Fotos geschnitten, Zustand am 7.4.2005





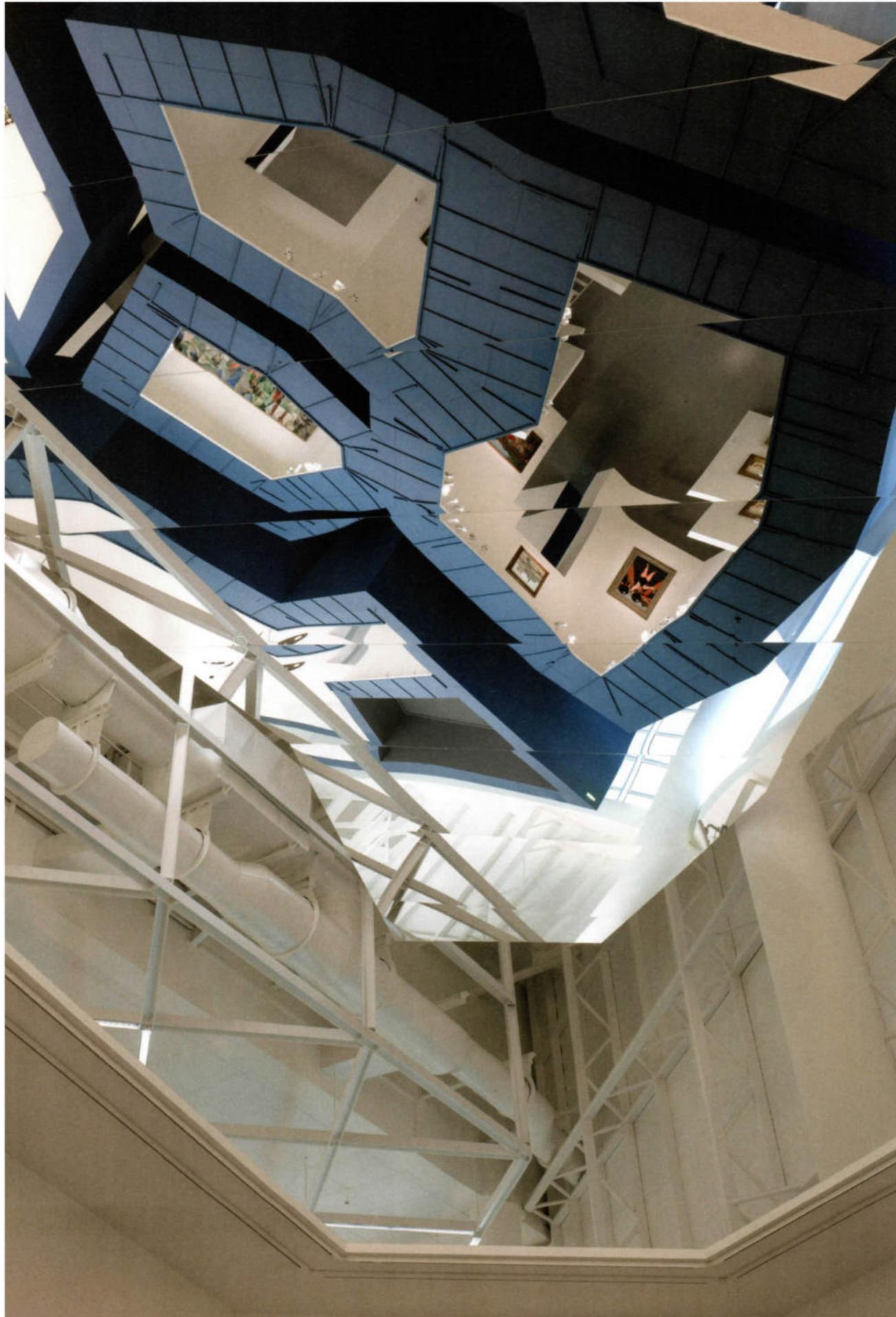
Bleistift auf Papier, 21 x 29,7 cm, 2010

Graphit auf Papier, 21 x 29,7 cm, 2009





Bleistift auf Papier, 21 x 29,7 cm, 2010





Einzigartig. Spektakulär. Tatsächlich.

Das Centre Pompidou-Metz

Von Eva Mendgen

Großer Bruder, kleine Schwester

Der ehemalige Metzger Bürgermeister Jean-Marie Rausch, der sich erfolgreich um die Ansiedlung der *Dépendance* des Pariser Centre Pompidou in Lothringen bemüht hat, bewarb sein Kind von Anfang an mit Superlativen: Seit der Grundsteinlegung 2005 wiederholten sich die Begriffe »einzigartig« und »spektakulär« notorisch, ab einem gewissen Zeitpunkt wirkten sie wie Beschwörungsformeln, vor allem auch deshalb, weil der Bau erst drei Jahre später als geplant, nämlich nicht zum Kulturhauptstadtjahr 2007 »Luxemburg und Großregion« und etwa zeitgleich mit dem Mudam in Luxemburg, sondern eben erst 2010 fertig geworden ist. Bis zuletzt war, zumindest aus deutscher Sicht, nicht ganz klar, inwieweit die mächtige Pariser Kulturinstitution als »großer Bruder« bei der Gestaltung der »kleinen Schwester« den Ton angeben und ob diese vielleicht nur ein provinzielles Anhängsel, ein halbherziges Zugeständnis an die Pariser Zentralisierungspolitik sein würde. Bauherr und Hauptfinanzier des Centre Pompidou-Metz (CPM) ist, laut Presseerklärung, der »Gemeindeverbund Metz-Metropole in Zusammenarbeit mit der Stadt Metz (als Beauftragter des Bauherrn) und das Centre Pompidou in Paris«. Diese promovierten das ehrgeizige Projekt von Anfang an auf einer offiziellen Website mit dreidimensional perspektivischen, manieristisch wirkenden computergenerierten Ansichten des Gebäudes. Kunstwerke tauchten hier nur vereinzelt auf, sie wirkten fast wie ein lästiges Tribut an die künftige Funktion des Gebäudes.

Branding

Die Grundsteinlegung erfolgte auf dem riesigen, brachliegenden, ehemaligen SNCF-Gelände hinter dem (»deutschen«) Bahnhof, mitten in dem in den nächsten zwanzig Jahren

hier zu entwickelnden Wohnviertel »Quartier de l'Amphithéâtre«, das den aktuellen Maßstäben »nachhaltigen« Bauens entsprechen soll. Vorab wurde vor allem mit dem Architekturmodell und den mit dem Projekt verknüpften großen Namen geworben. Der japanische Stararchitekt Shigeru Ban hatte den international ausgelobten Wettbewerb unter 157 Mitbewerbern seinerzeit gewonnen, für die Planung und Umsetzung wurde oben auf dem Centre Pompidou-Paris ein Atelier auf Zeit angelegt: in einer riesigen »Röhre«. In Paris wird nun auch für die kleine Schwester großformatig geworben, mit Ansichten des Metzger Centre, ebenso wie mit einer Plakataktion, die unter anderem Fotoporträts von Picasso, Dalí oder Warhol unter der Überschrift *Je m'installe à Metz* zeigt. Bei diesen Aktionen ging es tatsächlich zuerst einmal um die konsequente Positionierung des kulturpolitischen Projektes auf nationaler und schließlich internationaler Ebene, um das »branding«. Spätestens seit Bilbao setzen Stadtväter auf große, international bekannte Namen aus der Sammler- und Künstlerszene, um sich auf diesem Weg nach innen und vor allem nach außen zu profilieren, an städtischer Lebensqualität oder Attraktivität für Touristen zu gewinnen.

Lothringisch, französisch, europäisch

Die Imageprobleme der Stadt Metz sind möglicherweise tatsächlich vergleichbar mit jenen der spanischen Industriestadt Bilbao, wo das Guggenheim Museum, konzipiert von einem anderen Stararchitekten, dem Amerikaner Frank Gehry, nachhaltig für internationale Beachtung – und einen gewissen Nachahmungseffekt – gesorgt hat. Noch vor nicht allzu langer Zeit war auch Metz weder ein Ort der freien Künste noch des Müßigganges, es wirkte für den Außenstehenden kalt, düster und eng, belastet von der industriellen Vergangenheit und einer langen deutsch-franzö-

sischen Militärgeschichte als Garnisonstadt. Erst mit dem Untergang der Schwerindustrie in Lothringen setzte ein Strukturwandel ein, in dessen Gefolge die urbanen Qualitäten der historischen Stadt Metz (auch mit einer Rückbesinnung auf ihre Rolle als einstige Hauptstadt Austrasiens) wiederentdeckt wurden. Massive Investitionen erfolgten in den Aufbau einer kulturellen Infrastruktur, in die Erhal-

tung von Baudenkmälern, Plätzen und Parkanlagen. Heute versteht sich Metz als »ville verte«, außerdem als »Carrefour de l'Europe«; die Stadt ist eine der wichtigen »Metropolen« der europäischen Großregion/Grande Région, sie gehört zum interregionalen Städteverbund Quattropole und verdankt ihre neue Bedeutung unter anderem auch der Aufhebung der europäischen Binnengrenzen, dem Inkrafttreten der Abkommen von Schengen, deren 25jähriges Jubiläum dort im »berühmtesten Dorf Europas«, am nicht weit von Metz entfernten Dreiländereck 2010 gefeiert wird.

Allerdings würde eine in Paris unter Passanten vorgenommene Umfrage vermutlich zu der Erkenntnis führen, daß Metz – obwohl durch den TGV-Est seit 2007 auf eineinhalb Stunden Fahrzeit an die Kapitale herangerückt – für den mediterran fühlenden Franzosen tatsächlich so weit weg ist, wie zum Beispiel die »Ch'tis« oder eben Deutschland. Sicher wüßte manch einer der Befragten nicht so recht, ob die Lothringer in Metz des Französischen überhaupt mächtig sind. Noch fällt es schwer, sich zwischen Paris und Metz europäisch zu definieren, auch wenn der Europäische Fonds für Regionalentwicklung (EFRE) beim CPM mitfinanziert hat. Aus gutem Grund scheint es wichtiger zu sein, sich gerade in Metz, dessen Nähe zu Deutschland Jean-Marie Rausch zuvor immer wieder hervorgehoben hat, französisch zu profilieren.

Renaissance

Vor diesem Hintergrund gewinnt das Centre Pompidou-Metz an Gewicht, an nationaler Bedeutung, und die These vom bloßen Pariser Anhängsel wird obsolet. Auf der Pressekonferenz übermittelte unter anderem der neue Bürgermeister, Dominique Gros, die frohe Botschaft: Metz sei ein Hort französischer Kultur, die Stadt außerdem eine »Vitrine«, ein Schaufenster nach Frankreich und Paris. Am 11. Mai setzte der französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy mit der Eröffnung des Centre Pompidou-Metz ein klares Zeichen für dessen nationale politische Bedeutung: Das CPM stehe nicht nur für die »Renaissance von Metz«, sondern auch für die »Renaissance Lothringens«, es fungiere ganz klar auch als Katalysator für die Wirtschaft, trotz der Krise hätten sich Mittel zur Realisierung des Projektes



gefunden. Finanziert wurde das Gebäude mit circa 70 Millionen Euro jedoch, wie gesagt, im wesentlichen über die Region. Vielleicht hatte man deswegen das Gefühl, der Pariser Museumsleiter Laurent Le Bon werde von der regionalen Politik links liegen gelassen, vielleicht standen deswegen die Architektur, das Gebäude und die Erwartungen an dessen Strahlkraft im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit – und nicht die Inhalte, die von Paris geliefert werden, das *Savoir-faire*, die Qualitätssicherung, und damit tatsächlich der wesentliche Beitrag zum überregionalen und hoffentlich dauerhaften Gelingen der Kultureinrichtung.

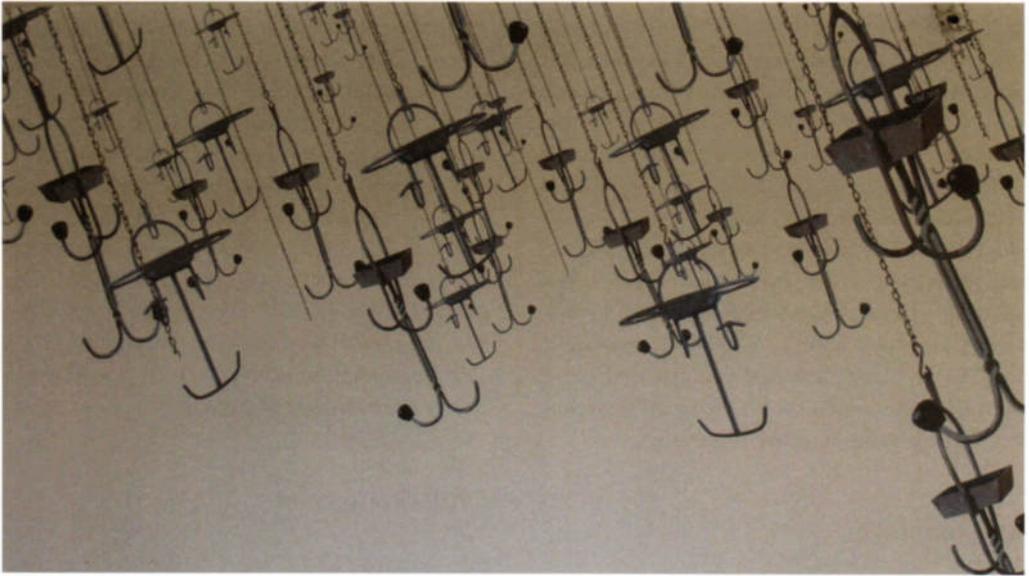
Meisterwerke

Chefs d'œuvre? lautet der Titel der Eröffnungsausstellung, wobei sich beim Besuch das Frage- schnell in ein Ausrufezeichen verwandelt. Denn zu sehen ist eine vorbildliche Leistungsschau: Bis zum 15. Oktober sind auf 5020 m² Ausstellungsfläche 780 Kunstwerke unterschiedlicher Gattungen aus dem Pariser Fundus versammelt, sowie Leihgaben aus dem Louvre, dem Musée d'Orsay, dem Musée du Quai Branly, aber auch dem New Yorker MoMA oder der Fondation Beyeler. Und auch die europäisch-regionale Ebene ist einbezogen mit Exponaten aus den Museen der Großregion. (Der Versicherungswert der Exponate insgesamt beläuft sich auf circa zwei Milliarden Euro). Damit wird das ebenso breite wie hochkarätige Netzwerk sichtbar, innerhalb dessen das Centre Pompidou-Metz agiert. Der Schwerpunkt der Auswahl liegt auf der klassischen Moderne, vertreten sind alle großen Namen der Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts, von Dubuffet zu Giacometti, Kandinsky, Picasso, Man Ray, Malewitsch, Chagall, César oder Louise Bourgeois. Aber es gibt auch anderes: Gleich auf der Eingangsebene trifft man beispielsweise auf eine Hommage an Lothringen, einen ebenso kostbaren wie riesigen Kristalleuchter aus Saint-Louis-lès-Bitche; an anderer Stelle folgt eine feine Erinnerung an den Bergbau: die ebenso präsent wie entschwebende »Salle des Pendus« (»Waschkaue«) als »papier peint« des Künstlers Jean Christophe Massinon aus Nancy. Man sieht Werke von Edward Steichen, Émile Gallé und andere Kunstprodukte der Großregion bis hin zu den berühmten früh-

mittelalterlichen Metzger Handschriften, heute in alle Welt verstreut, wie die Mehrzahl der in der Großregion generierten Kulturgüter. Alle diese sehr unterschiedlichen Meisterwerke sind geschickt eingebunden in ein überzeugendes ästhetisches Gesamtkonzept. Unschlagbar sicher sind die Werke ausgewählt, kombiniert und auf drei Stockwerken in vier Galerien zurückhaltend inszeniert und präsentiert. Der goldgeschnittene Katalog vermittelt sinnbildlich das Schwergewicht der Ausstellung, die dem etwas angestaubten Begriff des Meisterwerks neue Sinnggebung verleiht.

Entdeckungsreise

Die Ausstellung ist wie eine Entdeckungsreise in nahe und entlegene Gefilde europäischer Kunst. Positive Energie, ausgedrückt in Farbe und Form, Bewegung und Raum, übermittelt sich dem Besucher, der den Raum durchschreitet, dabei erschließen sich unzählige Sichtbezüge. Auf der obersten Gebäudeebene schließlich wird man zuerst durch einen dunklen, schmalen Gang geleitet, um dann vor einem riesigen »Fenster« erhaben auf die Stadt unter sich und in die Ferne zu blicken, hinter sich eine Art Korridor wie ein breiter Laufsteg, links und rechts kleine Vitrinen mit Büchern und Filmen. Selten hat es mehr Spaß gemacht, sich überraschen zu lassen und die eigenen Vorurteile zu widerlegen: Eine Schulausstellung der obersten Kulturadministrationen ganz ohne beherrschenden Charakter, ein Schaustück für den Betrachter zu Ehren von Kunst und Architektur und der französischen Kulturnation. Und das mit großer Selbstverständlichkeit und ohne Pathos. Die Schönheit der ausgesuchten Werke ist so vorrangig, daß man sich erst am Ende der Reise auf die vier Variationen desselben Themas besinnt, nämlich die vier Leitgedanken in der räumlichen Anordnung von unten nach oben: Meisterwerke in der Geschichte (Grande Nef), Meisterwerke und ihre Geschichten (Galerie 1), Ein Traum von Meisterwerken (Galerie 2) und schließlich Meisterwerke auf ewig (Galerie 3). Das I-Tüpfelchen ist hier oben die berühmte Reiterstatuette Karls des Großen aus Metz, eine mit Blick auf die Metzger Kathedrale neben die Glasfront plazierte Kopie des Originals im Louvre.



Kurz und gut

Laurent Le Bon ist kein Unbekannter in der internationalen Kunstwelt, auf der Pressekonferenz zur Eröffnung trat er jedoch hinter die regionale Politikerprominenz und die Sponsoren zurück, darunter SNCF und die mit der Industriegeschichte Lothringens eng verbundene Familie de Wendel. Sie hatten das Wort, priesen Metz als Beispiel der »Dezentralisierung«, den Strukturwandel, die neue Identität als Großstadt und den TGV nach Paris – mit letzterem entschwand schließlich etwa die Hälfte des Auditoriums bevor und während Le Bon viel zu kurz zur Sprache kam. Für die eigene Leistung und die seines Teams stand er selbst gerade, er bedankte sich bei seinen rund fünfzig aus Frankreich, Deutschland und der Großregion rekrutierten Mitarbeitern und betonte schließlich, daß das Centre Pompidou-Metz sein Programm unabhängig von Paris bestimme. Auf die Ausstellungspräsentation und das Konzept ging er nicht näher ein, kaum daß er die Pläne für die Zukunft erläuterte. Nicht weiter schlimm, denn die sinnliche Qualität des gegenwärtigen Augenschmauses ist so groß, daß man vorerst einfach nur sehen möchte, neugierig zu erleben, was kommt, wenn man um die nächste Ecke oder sogar nur nach oben schaut, und froh ist, staunen zu dürfen und mit sich und den Werken in Ruhe gelassen zu werden. In diesem Moment, angesichts der Aura der (gut gepflegten) Meisterwerke, wird alles andere,

das Branding, die Politik, das Marketing, die Worthülsen, unbedeutend, unwichtig: Es sind letztlich doch die Inhalte, die tragen, eine Architektur, die sie möglich macht, eine Équipe, die diesen Namen verdient. Le Bon ist, wie es scheint, vorerst die gefährliche Gratwanderung zwischen den inhaltlichen Anforderungen eines Weltklassemuseums und den profanen Wünschen der Politiker gelungen. Er ist seit 2000 Konservator am Pariser Musée National d'Art Moderne (MNAM) und seit 2005 verantwortlicher Leiter des Centre Pompidou-Metz. Als solcher hat er den Zugriff auf den etwa sechzigtausend Stücke umfassenden Fundus des im Centre Pompidou-Paris angesiedelten MNAM – »eine einzigartige Trumpfkarte«, denn es handelt sich um eine der beiden »besten Sammlungen moderner und zeitgenössischer Kunst der Welt«, »die bedeutendste in Europa«. Im Mittelpunkt der Ausstellungsaktivitäten steht auch fortan die klassische Moderne, sowie ein »multidisziplinär geprägtes Kulturprogramm im Geist und nach dem Vorbild des Centre Pompidou Paris«. Le Bon verspricht: »Es wird alles getan werden, um Überraschung, Staunen und Vergnügen hervorzurufen und das Interesse des Publikums für die zeitgenössische Kunst immer wieder neu zu wecken.« Dem Pressedossier entnimmt man außerdem, daß Metz »als einzigartiger Erfahrungsort konzipiert worden (ist), als Ort der Entdeckung künstlerischen Schaffens in all seinen Formen, als Stätte pulsierenden Lebens, mit Veranstaltungen das

ganze Jahr hindurch, Tag und Nacht.« Nach der Eröffnungsveranstaltung glaubt man das und freut sich auf mehr.

Perspektiven

Konkurrenz belebt das Geschäft: In der Großregion verfolgt man die Aktivitäten in Metz schon seit einiger Zeit mit wachsendem Interesse, denn für die regionalen Kulturinstitutionen werden sie nicht ohne Folgen bleiben und ganz neue Maßstäbe setzen (u. a. sind vier bis sechs Wechelausstellungen pro Jahr geplant). Mit dem 2006 eröffneten Musée National d'Art Moderne (Mudam) in Luxemburg, untergebracht in dem Bau eines weiteren Stararchitekten, I. M. Pei, und dem Saarlandmuseum in Saarbrücken, der ältesten »modernen Galerie« in der Region mit einem Sammlungsschwerpunkt auf der deutschen Kunst des späten 19. und des 20. Jahrhunderts (Impressionismus/Expressionismus), in Bauhaus-Nachfolge erbaut von dem St. Wendeler Architekten Hanns Schönecker, gibt es in nächster Nähe zu Metz zwei weitere Kulturinstitutionen, deren Sammlungs- und Ausstellungsprofile die Aktivitäten des Centre Pompidou-Metz gut ergänzen. Alle drei zusammengenommen und

auch im Kontext gesehen der zusätzlichen, in den vergangenen Jahren unternommenen Anstrengungen zum Ausbau der kulturellen Infrastruktur der Großregion – wozu auch die Kulturhauptstadtjahre 1995 und 2007 gehören –, hat sich hier, von Öffentlichkeit und Politik fast unbemerkt, ein kultureller »Ballungsraum« rund um das Thema der Kunst des 20. und des 21. Jahrhunderts entwickelt, der sich international sehen lassen kann.

Wenn es jetzt noch gelingt, diesen als solchen – nämlich über nationale und soziale Grenzen hinweg – nicht nur nach außen, sondern auch noch nach innen zu »vermarkten«, Finanzierung und Qualitätssicherung auf lange Sicht zu garantieren, die Häuser allen zu öffnen, von den Besuchern aller Alters- und Gesellschaftsklassen bis zu den regionalen Akteuren in Politik und Kultur (was das neue CPM nach dem Vorbild des »großen Bruders« ja offensichtlich vorhat), könnte es sogar sein, daß eines Tages die Realität zum Branding wird und die Architektur nur eine Facette des Gesamten darstellt.

Vgl. zum Thema auch: Anke Schaefer, *La Moselle im Kunst-Glück* und Eva Mendgen, *Alles wird gut*, in: *Saarbrücker Hefte* 95/2006, S. 21ff. www.centrepompidou-metz.fr



DEUTSCH-FRANZÖSISCHER GARTEN

1960 - 2010

50 JAHRE DFG

Kommen. Staunen. **Mitfeiern!**

SOMMER- & HERBSTHIGHLIGHTS IM DFG

1. August - 5. September / Ingo Bracke Lichtinstallation
15. August / Back To The Roots & Goldene Hochzeiten
21. - 22. August / Vom und im Garten lernen
29. August / Kinderfest

30. August - 11. September / Bildhauersymposium
3. - 4. September / Mittelaltertage
18. September / Fest der 1000 Lichter
24. Oktober / Halloween für Kinder

das komplette Jubiläumsprogramm ist als Broschüre im DFG, im Rathaus St. Johann und im Internet erhältlich unter



Was schmerzt, ist die Kleinkrämerseele! Zum Tod von Roger Manderscheid

Die Stimme der luxemburgischen Literatur wird leiser werden. Roger Manderscheid, einer ihrer großen Vertreter mit internationaler Resonanz, ist Anfang Juni 2010 im Alter von 77 Jahren gestorben. Er halte beim Schreiben der Realität einen Spiegel vor, zerbreche diesen und setze ihn zu einer Art neuem kubistischen Raum zusammen, beschrieb die Direktorin des Luxemburgischen Literaturarchivs, Germaine Goetzinger, das literarische Gesamtwerk Manderscheids, der stets seine enge Verbundenheit mit der Region auf der anderen Moselseite betont hat. Durch Lesungen von Gedichten und Prosatexten sowie Ausstellungen seiner skurrilen Zeichnungen, hat er im Saarland viel Beachtung und Anerkennung gefunden. Seine Romantrilogie *Schacko klak*, *De papagei um käschtebam* und *Feier a flam* ist in deutscher Sprache im Gollenstein-Verlag Merzig erschienen. Neben Hörspielen hat er für den Saarländischen Rundfunk auch das Drehbuch zu einem Film in der Reihe *Literarische Topografie* geschrieben. In *Stille Tage in Luxemburg* (1973) setzte er sich kritisch mit den damaligen luxemburgischen Verhältnissen auseinander, die er als konservativ, unterdrückend und einengend empfunden hatte. »Hier hat jemand zur Feder gegriffen, der aufrütteln, etwas bewegen und sich für Freiheit und Selbstbestimmung einsetzen wollte!«, sagte Germaine Goetzinger anlässlich der Verleihung des Gustav-Regler-Preises der Stadt Merzig an Roger Manderscheid am 29. Mai 2005. Ein Engagement, das im Werk Manderscheids immer wieder sichtbar wird.

Wir zitieren nachfolgend einen Ausschnitt aus Roger Manderscheids Drehbuch *Stille Tage in Luxemburg*, das 1975 im Luxemburger Lochness-Verlag erschienen ist.

stille tage in luxemburg
ein drehbuch
von roger manderscheid

bild

ton

text

vorbemerkung

die pausen zwischen den einzelnen worten, satzteilen oder sätzen können beliebig ausgedehnt werden.

der text kann sich so dem rhythmus der bilder anpassen

1. flughafen findel
unaufhörlich startende
und landende flugzeuge
(zusammengeschnitten)
(längere einstellung)

eine durstige kuh
brüllt einmal

2. grasende kuhherde,
die in ihrer immobilität
skulptural, fast monu-
mental wirken soll

die geräusche
der startenden
und landenden
flugzeuge

zoom auf einen kuhkopf
und auf die augen der kuh

3. die am mast flatternde
nationalfahne im petruss-
tal

der sprecher 1:
wer nach luxemburg
kommt und die welt
kennt, wird einen ort
finden der aussieht als
ob da nichts ausser-
gewöhnliches, nichts
welterschütterndes
beginne, als ob da vieles
zu ende gehe

4. panoramaschwenk über
die altstadt mit zoom auf
die altstadthäuser (von
der remicher strasse aus)

lucilinburhuc
das kleine kastell
die trutze vom trutzberg

bei dem satz: die trutze
usw. erscheint über dem
panoramabild das weiter-
läuft in antiqua kurz die
schrift GANGHOFER

eine stadt wie sie im bil-
derbuch steht

5. travelling den clause-
ner berg hinauf bis hin
auf den fischmarktplatz

luxemburg
die luxusburg
die kleinste grosstadt
europas
die grösste kleinstadt
der welt
eine stadt die kein euro-
päer kennt
es sei denn vom hören-
sagen
oder
weil er hier arbeitet

6. die place d'armes mit
konzert und den im kreis
rundherum spazierenden
zuhörern

original-
konzertmusik

| | |
|--|---|
| 7. köpfe von vorbeigehenden menschen in einer geschäftsstrasse | 80 000 einwohner hauptstadt eines landes mit gleichem namen eines landes das 8600 mal kleiner ist als die sowjetunion nicht europahauptstadt nicht nabel der welt nicht universitätsstadt wie im kinderduden vermerkt |
| 8. petrusstal aus der vogelschau grosse ruhige rasenflächen abhänge sträucher | mitten in der natur der dinge idyllisch bis dort hinaus grün wie das gras auch hinter den ohren |
| 9. nahaufnahme kopf eines alten mannes (altersheim) | uralt tausendjährig |
| 10. baumgruppe im petrusstal zoom auf einzelne blätter | hier hängen so viel blätter an den zweigen der äste dass man die bäume nicht mehr sieht |
| 11. ein stück himmel nur himmel auf dem bild | hier ist die luft in der luft |
| 12. ein stück alzette nur wasser | der dreck im wasser |
| 13. altstadtgasse | hier ist alles fast noch genau so wie es gestern war stadt der rosen und ruinen stadt der kuchen und rosinen stadt der hundert brücken die alte brücke die neue oder selbstmörderbrücke die rote oder europabrücke |
| 14. die alte brücke 15. die neue brücke | |
| 16. die rote brücke | |
| 17. ruhebank | stadt der bänke |

| | | |
|--|--|---|
| 18. gitterfenster der "banque internationale" in der avenue de la liberte | | und banken |
| 19. spanisches türmchen | | stadt der spanischen türmchen und der französischen küche |
| 20. pommes-frites-esser (schobermesse) | | |
| 21. im bild erscheint ein bierglas in grossaufnahme das von sehr hoch langsam gefüllt wird | | stadt des moselweins das HASCHISCH dieser stadt ist das BIER |
| 22. blick auf kinderspielplatz im park | | stadt mit grüner lunge NUR ohne temperament |
| 23. die kamera filmt aus einem auto in einer wartenden autoschlange (zwölf uhr, hollericher strasse) längere einstellung | ab hier schon originalgeräusche der nächsten schobermess-einstellung | |
| 24. lange einstellung auf schobermessbesucher go-karting | | die stadt der alljährlichen SCHOBERMESSE angeblich von johann dem blinden zum gaudi der stadtbewohner erfunden |
| 25. die überbleibsel der siegfriedsburg | im hintergrund musik | früher festungsstadt |
| 26. ringmauern | zusammengeschnitten aus anfängen der französischen spanischen belgischen österreichischen holländischen und deutschen nationalhymnen | GIBRALTAR DES NORDENS ZANKAPFEL DER NATIONEN thronend auf einem fels der "bock" heisst und hohl ist wie ein fass ohne boden |
| 27. festungstürme | | |
| 28. der bockfelsen | | |
| verschiedene befestigungsanlagen | | dreimal abgebrannt und wieder aufgebaut ringförmig vergrössert mithilfe von vauban belagert ausgehungert eingenommen von den nazis überfallen und pervertiert |
| 29. das "monument national" hineingehen und rundschwenk | | fast alle nationen europas waren in dieser stadt zeitweilig hausherr und gast |



Lektionen in Hellhörigkeit

Über die jüngsten Experimente des Liquid Penguin Ensembles

Von Na-Young Shin

Vor langer Zeit, irgendwann und irgendwo, lebten die Menschen ganz anders. Sie sahen die Welt aus anderen Augen an, sie rochen anders und anderes, sie schritten den Horizont in einem anderen Tempo ab. Sie schritten die Zeit ab und gelangten bis zu uns ins mittlerweile dritte Jahrtausend. Menschen werden auch in ferner Zukunft anders sehen, hören, riechen, schmecken. Ihre Haut wird anderes spüren und ertasten, auf andere Art kribbeln und schaudern. Und jetzt, hier, heute? Diese Welt könnte für diese unsere Sinne eine andere sein. Wir befinden uns auf einem von vielen möglichen verschlungenen Pfaden, sehen durch eine von möglichen Brillen, die manches scharfstellt, manches übersieht. Wir verlieren dabei nicht die Orientierung. Wir wissen, was es heißt, den Blick nach vorne auszurichten, weil wir eingewoben sind in Geschichten – Geschichten vom Fortschreiten der Welt und ihrer erforschenden Eroberung.

Wann wird die kühne Hypothese zum Weltbild? Wann wird eine gut gestrickte Erzählung zur Fortschrittsgeschichte? Wann wird ein Geräusch zum Klang? Seit 1997 arbeiten die Autorin und Performerin Katharina Bihler und der Komponist und Bassist Stefan Scheib unter dem Namen Liquid Penguin Ensemble zusammen an solch wunderlichen Fragen. Sie arbeiten von Saarbrücken aus über die Landesgrenzen hinaus, wobei das Überschreiten geographischer Grenzen die leichteste ihrer Übungen ist. Die chemische Energiefusion war folgenreich – ein Urknallexperiment lange vor CERN. Seither vernetzen und verweben sich Bilder, Stimmen, Gedanken, Licht, Geräusche, Worte, Perspektiven und Klänge zu möglichen Welten. Die Manipulation einzelner Faktoren, Bilder, Anekdoten, Rhythmen führt zu einer anderen, verschobenen, etwas helleren oder dunkleren, schrägeren oder weiteren, salzigeren oder luftigeren – irgendwie anderen Welt. Die Welt ist eine Experimentalanordnung. Dies scheint sich als eine der leitenden Arbeits-hypothesen des Ensembles im Laufe der Jahre

immer konturierter herauszukristallisieren. Diese Grundannahme vereint den künstlerischen, den wissenschaftlichen und den philosophischen Zugang zur Welterschließung miteinander. Nur der kunstreligiöse, sakrale Zugang bleibt in der Arbeit von Liquid Penguin aus. Der vielfältige Zugriff, welcher der Vorgehensweise des Ensembles eigen ist, würde sich just im Moment spiritueller Erhabenheit auflösen. Denn der spezifische Blick des Ensembles folgt immer der Maxime »Es könnte auch anders sein«, verläuft fortwährend in Schleifen und Windungen, ist stets reflektiert, der Grundton der Arbeit immer ironisch gebrochen, läßt Hintertüren offen, wo man letzte Wahrheiten wähnt.

In solchen Welten entspinnen sich abenteuerliche Geschichten von Wissenschaftlern und Entdeckern. Wie ein Chamäleon absorbiert Katharina Bihler den vergangenen Kosmos historischer Forscher, denkt sie deren Ideen weiter und webt diese über die Ränder der Geschichtsbücher hinaus. Sie läßt den Weltumsegler Louis Antoine de Bougainville im Jahre 1769 zur Ruhe kommen und skizziert den schrumpfenden Radius seines einst schweifenden Blicks bis zur immer kleiner werdenden ausschnittshaften Perspektive, die sich dem einstigen Entdecker von einem kleinen Stühlchen an der Küste der Normandie bietet. Daß alles Entdecken auch durch einen klanglichen Radius begrenzt ist, daß man analog zur Perspektive aus einer bestimmten *Perauditive* hört, das vermitteln Stefan Scheibs Kompositionen im Raum. Die wuchernde Energie künstlerischen Forscherdrangs muß zwangsläufig zur Vernetzung mit anderen Kreativen führen. So stellen Bihler und Scheib meist einen kleinen Forschungstrupp bereit, mit dem sie Räume zu Performance-Installationen ausgestalten. Die Sprache der Poesie, die begriffliche Präzision der Wissenschaft, das Maßnehmende, Auslotende der musikalischen Untersuchung werden von weiteren Musikern und Performern unterstützt und durch Tanz, Schauspiel,



Katharina Bihler und Stefan Scheib bei den Vorbereitungen zu *auris interna – Fische im Innenohr*

Fotografie, Objektgestaltung und technische Apparaturen ergänzt. Die produktive Energie des Liquid Penguin Ensembles vernetzt ebenso die unterschiedlichen Medien und wuchert sich zu ungewöhnlichen Werkstrukturen und Produktionsclustern aus.

Das Hörspiel als Königsdisziplin

So entstand das Bougainville-Entdecker-Thema zunächst 2008 im Rahmen von *strukturwandel – neues hören und sehen* des Netzwerks Musik Saar. Bihler und Scheib schneiderten ihre Musiktheater-Performance *Bout du Monde/ Ende der Welt* dem Spielort, der alten Kantine des Kulturbahnhofs in Saarbrücken (KuBa), auf den Leib. Dem folgten 2009 das Buch mit CD *Bout du Monde – Pointe de la Loge* und schließlich als Produktion für den Saarländischen Rundfunk das Hörspiel *Bout du Monde*, das die Geschichte noch einmal anders beleuchtet, dreht, wendet und weiterspinn. Das Hörspiel wurde von der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste zunächst zum Hörspiel des Monats Juni 2009 gekürt, dann zum Hörspiel des Jahres 2009. Ebenso preisgekrönt wurde die SR-Produktion *Gras wachsen hören. Das Biolingua-Institut wird 100 Jahre alt*. Sie

entstand im Rahmen eines Clusters aus Performances und einer skurrilen »pflanzengesteuerten Klanginstallation«. Das Hörspiel gewann die Auszeichnungen Hörspiel des Monats Dezember 2007, den Deutschen Hörspielpreis der ARD 2008 und den ARD Online Award 2008. Die Dokumentation über das fiktive Institut »zur Erforschung und Pflege pflanzlich-menschlicher Beziehungsgeflechte« berichtet von der leidenschaftlichen Beziehung der Mme Asch zu einer Bohnenranke, von einem gekränkten Salbei und von der Erforschung artspezifischen Erlebens, seiner Vermessung in erlebten Momenten pro Sekunde. Aus der immensen Lebensdauer mancher Baumarten erschließt sich dann ganz plausibel, daß sich John Cages auf 639 Jahre angelegtes Orgelprojekt in Halberstadt an die Wahrnehmungsspanne von Bäumen richtet.

So gehört denn auch das Hörspiel zur Anfangs- und Königsdisziplin des Ensembles. Das Spiel mit dem Hören, dem Zeiterleben, Rhythmisieren und Phrasieren der Sinneseindrücke bleibt ein Leitmotiv, von dem aus Scheib und Bihler Räume und Blickwinkel inszenieren, die Aufmerksamkeit auf das Detail lenken.

Ansichten aus dem Innenohr

Eines ihrer jüngeren Projekte könnte man der Humboldtschen Tradition zurechnen. Nein, nicht Alexander, dem Amazonasforscher in Frack und Zylinder. Die Premiere im Februar dieses Jahres fand ganz heimatisch in den Räumen von Nauwieser Neunzehn statt. Geladen wurde zu *auris interna – Fische im Innenohr* einem »künstlerischen Vortragsabend, komponiert aus Geräusch und Wort«. Der künstlerische Vortragsabend, der in der spezifisch pinguinesken Weise auch wissenschaftlich ist, folgt ganz Wilhelm von Humboldts Credo der »Einheit von Forschung und Lehre«. Nun müßte es hier zwar in Abwandlung »Einheit von Forschung, Kunst, Performance und Lehre« heißen... Aber so im Groben und Ganzen trifft es die Idee des hinführend pädagogischen und lehrreichen Effekts, der dem kollektiven Forschungsprozeß innewohnt. Liquid Penguin führen den Besuchern ihrer Salongesellschaft vor, was es heißt, hellhörig forschend durch die Welt zu gehen, führen Geräusche aus ihren Archiven vor: Türenquietschen und -knarzen, Weckertöne, Geschirrkloppern, Verkehrslärm und vor allem Wassergeräusche – Plätschern, Glucksen, Blubbern. Das Wasser führt Bihlers Vortrag von den Tischgesellschaften Kants und dessen Überlegungen zu einem Geräusch in der Elbe, die man in den *Vorlesungen über Physische Geographie* findet, bis hin zu der These, daß sich das Seitenlinienorgan der Fische im Laufe der Evolutionsgeschichte zur Hörschnecke des menschlichen Innenohrs eingewickelt habe. Das Ohr sei ein wellenabtastendes Organ. Man müsse es sich vorstellen, als griffe es mit feinen Tentakeln in den Raum und befühlte und betastete die Objekte. Bihler und Scheib hätten denn auch aufgrund dieser Erkenntnis ihr Geräuscharchiv nach haptischen Qualitäten versucht zu ordnen. Und schon entspinnen sich aus den Hörproben und -demonstrationen Geräuschmetamorphosen bis zu feinen Minimalpatterns. Nachdem Katharina Bihler die Gäste sanft durch Millionen Jahre der Evolution geschifft hat, kann Stefan Scheib seine Geräuschkomposition in einen offenen und luftigen Horizont hineinspielen. Melodie und Tonalität markieren längst nicht mehr irgendwelche Schwellen oder Erwartungen. Seinem Kontrabaß gewinnt Scheib alle ertastbaren Geräusche ab, wiederholt sie, strukturiert sie

zu Mustern, transformiert sie zu Klängen, die dann in anschwellendem Verkehrslärm gipfeln – allein der vertraut satt-samtige Streicher-ton, der bleibt dem Publikum vorenthalten. Zur Zeit entwickelt das Ensemble *auris interna* zu einem Hörspiel weiter, das wiederum der Saarländische Rundfunk produzieren wird.

Neugier fördern

Das Jahr der Kulturhauptstadt Luxemburg 2007 war ein Rahmen, der den Künstlern der freien Szene nach zehn Jahren beharrlicher Arbeit noch mal zusätzlichen Aufwind lieferte. Die Kooperation mit dem Barockmusik-Ensemble Pazzacaglia und dem Staatstheater Saarbrücken ermöglichte die Begegnung von Scheibs zeitgenössischer Musik mit Luigi Rossis Oper *L'Orfeo* von 1647, dem Bihler die Geschichten und Töchter-Generologien einer *Eurydike hinter den Grenzen* entgegensetzte. Das Eurydike-Projekt wurde über die Großregion hinaus auch im Düsseldorfer Schauspielhaus gespielt. Seither wuchert mit der künstlerischen Energie die Zahl der Projekte und Termine. Neben anderen Kooperationen

Der Forschungsgegenstand





Die Performance

und Gastengagements beteiligten sich Liquid Penguin am Fluxus-Kunstprojekt im Rahmen der »Tour de Mélodie« durch die Quattropole (Metz, Luxemburg, Trier, Saarbrücken). In diesem Kontext fand am 5. Juni die *Flussgrenzenklangundhörspielperformance* in der Europäischen Kunstakademie Trier statt. Für die Performance arbeiteten Scheib und Bihler mit Studierenden der FH Trier zusammen sowie mit dem Pianisten Josep Maria Balanyà.

Pinguine sind neugierig. Der Schriftsteller Ilija Trojanow berichtet von seiner Antarktisreise, es sei schier unmöglich, den von den Touristen erbetenen Abstand von fünf Metern einzuhalten, der den Tieren ein Mindestmaß an Ruhe und Schutz gewähren soll. Pinguine haben Freude am Neuen, eine unstillbare Gier, Grenzmarkierungen und Sicherheitsabstände zu überschreiten. Der Pinguin, aus der Familie der Spheniscidae, ist sozusagen das Wappentier von Katharina Bihler und Stefan Scheib. Der neugierige Vogel ist Sinnbild ihres gemeinsamen Forscherdrangs. Bisweilen könnte man meinen, es würde sich bei Scheib und Bihler um Ornitologen, Antarktisforscher oder Meeresbiologen handeln. Das läßt sich nicht ganz verneinen, obschon man durchaus ein paar Worte zum Standort Saarbrücken anführen müßte, um zu erklären, warum Li-

quid Penguin für ihre Expeditionen und meeresbiologischen Projekte zur Erforschung der Fischnatur unseres Gehörs von der Landeshauptstadt gefördert werden. Ob Süß- oder Salzwasser, Saar oder Ozean, Wissenschafts- oder Kulturfonds... die Grenzen zwischen den Sparten sind für die beiden Saarbrücker Künstler – oder Künstlerforscher oder Forschungskünstler – vor allem fließend. Das ist vor allen monetären, nicht stinkenden, aber profanen Bedeutungen der programmatische Sinn des »Liquiden«. Eine Kulturpolitik, die solche Programmatik fördert und nicht in hölzernen gezimmerte Schubladen verweist, treibt Blüten und sinnenfrohe Tentakel.

Alle aktuellen Termine und Informationen zu den Produktionen: www.liquidpenguin.de



Weggehen – zurückkommen

Die Filmemacherin Claire Burger aus Forbach

Von Georg Bense

Mai 2010. Mittwoch, der Fünfte, ist ein Regentag. Für die Jahreszeit zu kalt. Die Filmemacherin Claire Burger und ich haben uns in Forbach verabredet. Treffpunkt »Les Coulisses«, ein Café, vermute ich. Ein Bistro vielleicht. Ich fahre Richtung Stadtzentrum, vorbei am tristen architektonischen Einerlei der Gebäudereihen an der Durchgangsstraße nach Paris. Forbach ist eine Grenzstadt. Von Saarbrücken kann man in 15 Minuten hinkommen. Früher hielten hier die Fernzüge nach Paris. Personal- und Lok-Wechsel. Zollbeamte. Manchmal auch CRS. Kaum ein Ort in Lothringen, der auf den ersten Blick ein traurigeres Image vermittelt. Vor allem an einem Tag wie diesem. Grenzstadt in einer Region, die jahrhundertlang von Kohle und Stahl geprägt war, bedeutet eine harte Gegenwart. Bergmann und Hüttenarbeiter sind hier Berufe der Vergangenheit. Die Perspektiven der Zukunft liegen weit außerhalb des Stadtzentrums. Das Projekt »Technopole Forbach« – ist im angrenzenden lothringischen Hügelland angesiedelt. So ist Forbach keine Stadt, die man als Ausgangspunkt einer Filmkarriere vermuten würde, als Szenerie für Filme einer Regisseurin, die 1978 hier geboren wurde und mit zwei Kurzfilmen in Paris und Cannes Aufsehen erregte. Im vergangenen Jahr gewann sie mit ihrem letzten Kurzfilm einen »César«, einen der wichtigen französischen Filmpreise. Claire Burger lebt heute die meiste Zeit in Paris.

Eigentlich komme ich immer wieder zurück. Meine beiden Filme habe ich hier gedreht. Ich komme auch immer wieder hierher, um meine Filme zu zeigen. Interessanterweise hat sich meine Beziehung zu dieser Region verändert. Zuerst mußte ich so etwas wie Haß auf die Region entwickeln, um fortgehen zu können. Jetzt, wo mir das gelungen ist, empfinde ich so etwas wie Zuneigung zu dieser Region. Heute verstehe ich auch Dinge, die ich früher nicht verstanden

habe, weil ich jung war und erst abbauen mußte, um vieles zu begreifen. So habe ich eine ganz besondere Beziehung zu dieser Region entwickelt, die im allgemeinen sehr wenig beschrieben und beachtet und auch innerhalb von Frankreich mißachtet wird.

»Les Coulisses« ist ein Bistro, wie man es in der französischen Provinz immer wieder findet. Dunkel gehalten, kaum Tageslicht. Steril konstruierte Gemütlichkeit. Rauchverbot. Es ist früher Nachmittag, kaum Gäste. »Zwei Espresso!« Claire Burger ist hier bekannt. Sie zeigt in Richtung Theke im Hintergrund:

Eine Schlüsselszene meines Films Forbach haben wir hier in der Bar gedreht. Es handelt sich um die Geschichte einer Familie aus einfachen Verhältnissen. Man könnte diese überall in Frankreich finden, in Deutschland oder auch anderswo.

Der Film heißt Forbach weil ich den hiesigen regionalen Kontext dafür haben wollte. Es gehört zu den Besonderheiten dieser Region, daß sie ökonomisch und sozial benachteiligt ist. Seitdem die Kohlengruben stillgelegt wurden, hat sie es sehr schwer. Gerade in Forbach ist das sehr spürbar. Ich bin hier aufgewachsen. Als wir jung waren, hatten wir Zweifel, ob wir hier überhaupt eine Zukunft haben. Viele meiner Freunde haben keine Arbeit gefunden. Das ist auch das Thema des Films, interessiert mich aber auch generell, obwohl ich das Etikett »sozial engagierter Film«, das man mir gegeben hat, nicht besonders mag. Nur weil einfache beziehungsweise arme Leute auftreten, ist der Film nicht unbedingt sozial engagiert. Was stimmt, ist,



daß ich lieber Menschen der Arbeiterklasse porträtieren wollte, weil sie meiner Meinung nach im Kino seltener zu sehen sind als Angehörige der Bourgeoisie. Jedenfalls in Frankreich. Ich wollte Menschen dieser Region zeigen, weil sie im Kino nie zu sehen sind. Die Familie, um deren Leben sich Forbach dreht, war mir ganz nah. Ich kannte sie gut. Samuel, die Hauptfigur, war mein bester Freund. Ich bin von hier weggegangen, weil ich spürte, daß ich, wenn



Samuel und Mario Theis als Samuel und Mario Koenig

ich beruflich weiterkommen wollte, erst mal abbauen mußte. Auch Samuel ist weggegangen. Das war so eine Art Exil. Die harte Trennung von der Heimat, um sein Glück anderswo zu suchen, ist etwas Besonderes. Davon wollte ich erzählen.

Forbach ist, so Claire Burger, eine inszenierte Filmdokumentation über eine Familie aus Lothringen. Erzählt wird die Geschichte von Samuel Theis, der seine Heimatstadt Forbach verläßt und nach Paris geht, dort Karriere als Radiomoderator macht und berühmt geworden, für einige Tage nach Forbach zurückkehrt, um seine Familie zu besuchen. Eltern, Nachbarn, Freunde – die ganze Stadt ist stolz auf den, der es im fernen Paris zu »was« gebracht hat. Der Bürgermeister wird ihn mit einer Medaille auszeichnen. Das Wiedersehen mit der Familie konfrontiert Samuel mit alten Problemen, dem Alkoholismus der Mutter, der Verwahrlosung des jüngeren Bruders, der mit seinem Leben nichts anzufangen weiß. Vor diesem Hintergrund versinkt die anfängliche Wiedersehensfreude schnell in der traurigen Erkenntnis, daß Hoffnung und damit Leben für ihn in Forbach nicht zu Hause sind. Eine Erkenntnis, die sich verstärkt, als er nach der Ehrung im Rathaus seinem jüngeren Bruder vorschlägt, mit nach Paris zu kommen, um ein neues Leben anzufangen, dieser aber ablehnt, weil er in wenigen Tagen eine Gefängnisstrafe

antreten muß. Bei Schiebereien mit gestohlenen Autos an der Grenze zwischen Saarbrücken und Forbach ist er erwischt worden. – Samuel läßt erneut Forbach und Familie hinter sich. Geht zurück nach Paris. Vielleicht für immer? Eine inszenierte Dokumentation?

Ja, aber natürlich haben wir ein Drehbuch geschrieben, denn allein für die Finanzierung ist ein Drehbuch notwendig. Man kann nicht einfach mit einer Idee daherkommen und produzieren wollen. Alles war genau aufgeschrieben. Aber wir haben die Schauspieler improvisieren lassen. Vor allem bei den Dialogen, die wir allerdings auch aufgeschrieben hatten. Wir haben den Schauspielern die Freiheit gegeben, eigene Worte zu finden. Haben ihnen zwar gesagt, worum es geht, was sie sagen sollen, wie die Situation ist, aber einen Text haben sie nicht bekommen. Das Drehbuch haben wir zu dritt geschrieben. Samuel, der Schauspieler, der im Film nach Forbach zurückkehrt, hat am Drehbuch mitgearbeitet und dann Marie Amachoukeli, mit der ich bei meinem zweiten Film als Ko-Realisatorin zusammengearbeitet habe. Ich arbeite gerne mit anderen zusammen. Bei allen Projekten. Manchmal zu dritt, manchmal zu zweit. Bei Forbach waren wir drei.

Claire Burger kam über kurze berufliche Seitenwege zum Hauptweg Film. Nach dem Abitur bewarb sie sich beim kleinen regionalen Fernsehsender TV8 ihrer Heimatstadt und wurde als Sekretärin angestellt. Ein Job, den

sie nach kurzer Zeit satt hatte. Das »Machen« von Reportagen interessierte sie mehr. Als Videoreporterin war sie mit einer kleinen Kamera rund um Forbach unterwegs, berichtete über das, was Stadt und Menschen an alltäglichem Geschehen hergaben. Schnitt und kommentierte ihre Sendungen in Personalunion. Nächste Station war Paris und ein Studium an der berühmten Filmschule LA FÉMIS, wo sie sich, wie an Filmschulen üblich, für eine Hauptfachrichtung entscheiden mußte. Claire Burger wählte Filmschnitt.

Ich bin als Cutterin ausgebildet worden. Als Videojournalistin in Forbach habe ich gedreht und auch geschnitten. Aber bei der FÉMIS in Paris habe ich in erster Linie Schnitt studiert. Daher kann ich bei einem Film auch eber den Schnitt übernehmen als das Drehen. Denn ab einem bestimmten Augenblick geht es beim Drehen um Technik. Das kann jemand, der den Beruf Kameramann gelernt hat, besser. Vor allem in Bezug auf Licht, auch wenn wir versuchen, in erster Linie mit möglichst viel natürlichem Licht zu arbeiten. Wir mögen keine ästhetischen Bilder. Ich will nicht, daß man die Bilder in meinen Filmen schön findet. Daß sie schön gestaltet sind. Wir bevorzugen ziemlich rohe Bilder und möchten, daß die Schönheit des Films im Inhalt von dem liegt, was gefilmt wird. Es war nicht ganz einfach, die richtigen Bilder für Forbach zu finden, sowohl was die Stadt wie auch die Geschichte betrifft. Wir haben uns für die Zweideutigkeit des Dokumentarischen entschieden, daher sind die Bilder mit einer DV-Kamera meist aus der Hand gedreht und sind bewußt flau gehalten, denn hier in Forbach ist ja alles ein wenig grau.

Claire Brunner spricht von der Zweideutigkeit des Dokumentarischen. Theoretisch und dem Namen nach soll der Dokumentarfilm ein Dokument sein. Soll emotionslos und objektiv Fakten zusammentragen und filmisch festhalten. Eine Forderung, die in absoluter Form nicht zu erfüllen ist. Doch trotz der problematischen Forderung nach Objektivität kennt die Filmgeschichte Dokumentarfilmer, die diese Forderung weitgehend erfüllten. Der Holländer Joris Ivens oder der Amerikaner Richard Leacock sind berühmte Beispiele. Auch Robert Flaherty, ebenfalls Amerikaner, der als einer der Väter des Dokumentarfilms gilt, sah sich im Zwiespalt mit der Objektivität. Mit Hilfe des Films wollte er die »Dinge beobachten und prüfen« und dadurch die Evidenz des Natur-Dokumentarischen relativieren, denn »die

Wiedergabe der Wirklichkeit ist abhängig von der Weltsicht des Filmemachers.«

Bevor ich zur Fiktion übergewechselt bin, wollte ich Dokus machen. Ich war ja zunächst im Journalismus tätig und zu Beginn fand ich auch das Dokumentarische interessanter als die Fiktion. Heute habe ich mit Hilfe meiner Vorstellung von einer »dokumentarischen Fiktion« eine Art Gleichgewicht gefunden. Was mir gefällt, ist, daß ich keine projizierte Welt herstellen muß, mit Gestalten, die ich in meinem Kopf entwerfe, sondern, daß ich mit der Realität konfrontiert werde und mich davon inspirieren lasse, wie die Leute wirklich sind. Was ich an der Doku nicht mag, ist die vermeintliche Objektivität, die dem Zuschauer suggeriert wird. In Wirklichkeit hat man als Dokumentarfilmer eine bestimmte Einstellung zu den Dingen. Man hat eine Meinung. Die Leute, die vorkommen, sind Personen einer Filmerzählung, die in einem selbst entstanden ist. Sie sind nicht ganz sie selbst, wenn die Kamera sie filmt. Ich finde es interessant, mich dazwischen zu bewegen, weil eine gewisse Unsicherheit entsteht. Ich stehe einerseits zur Realität der Dinge, zum anderen aber auch zu meiner subjektiven Sicht. Man hat mir schon Vorschläge zu einem Dokumentarfilm gemacht, für ARTE zum Beispiel. Das würde mir schon gefallen, denn ich würde gerne herausfinden, wie wenig objektiv man in einer Dokumentation ist.

Was bedeutet Ihnen Kritik? Interessiert Sie Ihr Publikum? Suchen Sie Erfolg? Resonanz? Feedback?

Als Künstler will man den Leuten etwas sagen. Vermitteln. Natürlich möchte man es so vielen Leuten wie möglich mitteilen. Wir alle brauchen Anerkennung in irgendeiner Form. Ansonsten würde man sich damit begnügen, alleine unter der Dusche zu singen und Filme nur für sich selbst machen. Na-

Sonia Theis-Schmidt in der Rolle der alkoholkranken Angélique Koenig



türlich denke ich an das Publikum, das meine Filme anschaut.

Allerdings ist das System, in dem man Filme macht, stark segmentiert. Da gibt es zum Beispiel das Autorenkino, das sich an ein bestimmtes, aber auch begrenztes Publikum wendet. Andere Filmgenres bedienen andere Filmmärkte. Da wir mit unbekanntem Laienschauspielern arbeiten, können wir nicht mit großen Produktionssummen rechnen, und auch das breite Publikum wird sich nicht für unsere Filme interessieren. Es gibt viele Leute, die schauen sich einen Film wegen der Stars an. Manchmal ist es schon frustrierend zu wissen, daß man keine große Reichweite beim Publikum haben wird.

Trotzdem, Claire Burger scheint auf der Erfolgsspur. Preise auf den Festivals von Cannes und Clermont-Ferrand haben sie bekannt gemacht. Dann kam der Erfolg in Paris.

Damit hatte ich nicht gerechnet. In Frankreich ist die Verleihung eines »César« eine extrem mediale Angelegenheit und für das große Publikum gedacht. Meine Freunde und ich machen Filme, die man eher als Autorenfilme einstufen könnte, die vielleicht gut auf Festivals ankommen, aber womöglich nicht für ein großes Publikum geeignet sind. Wir hatten zwar bereits Preise in Cannes und Clermont-Ferrand gewonnen und dachten, das ist wohl das höchste, was wir erreichen können. Der »César« für unseren letzten Film *C'est gratuit pour les filles* war wirklich eine Überraschung, eine tolle Überraschung.

Auf Vorbilder will sich Claire Burger nicht festlegen. Ihr Filmgeschmack scheint nicht klar ausgerichtet. Sie mag Komödien, Science-fiction. *Die Verdammten* von Visconti hat sie beeindruckt. Oder *Loulou* von Maurice Pialat. Vor allem auch *Femme sous influence* (*A Woman Under the Influence*) von John Cassavetes. Und sie selbst, ist sie eine feministische Filmemacherin?

Der letzte Film, den wir gemacht haben, der den »César« gewonnen hat, ist ein bißchen feministisch. Das hatten wir nicht von vorneherein vor, aber wir haben mit Jugendlichen aus der Region gearbeitet, und die Spannungen zwischen Mädchen und Jungen haben uns den Eindruck vermittelt, daß es so etwas wie eine Regression in der jungen Generation gibt. Als der Film während der Dreharbeiten eine feministische Wendung nahm, haben meine Mitarbeiterin und ich das akzeptiert, weil wir beide selbst Feministinnen sind. Und zwar in dem Sinne, daß wir beide nie Hausfrauen werden können, daß es für uns selbstverständlich ist, zu arbeiten und künstlerisch tätig zu sein. Wenn man uns dieses Recht nehmen würde, würden wir jeden, der es versucht, verprü-

geln. Aber ich weiß nicht, ob die Filme, die wir machen, im politischen Sinn feministisch sind. Ich bin der Meinung, ein Künstler sollte da keine Propaganda machen, sondern Fragen aufwerfen. Aber davon abgesehen – ja, ich bin Feministin.

Zeiten ändern sich. Für Männer und Frauen. Im täglichen Leben. In der Kunst. Anfang des 21. Jahrhunderts ist es kaum noch möglich, das Schweigen der Frauen in der Kunst zu beklagen. In ihrem Buch über weibliche Ästhetik und Avantgarde hält die Journalistin Marlis Gerhard dagegen: »Trotzdem: Noch immer ist es einem Gedicht, einem Stück oder einem Roman von weitem und ohne besondere Anstrengung anzusehen, wer hier spricht, ein Mann oder eine Frau«. Auch im Film?

Ich sage nein. Ich mag diese Idee überhaupt nicht. Männerfilme in Blau, Frauenfilme in Rosa, oder so. Vielleicht gibt es bei der Wahl der Themen einen kleinen Unterschied. Es gab Zeiten, da wurden Frauenfilme von Frauen gemacht, die Frauenthemen behandelten. Ich denke aber, daß es einen Unterschied gibt in der Darstellung von Frauengestalten. Lange Zeit wurden Frauengestalten von Männern entworfen, die ihre Wunschvorstellungen projizierten. Das waren dann meistens Frauengestalten, die nicht sehr real waren. Frauen, die Filme machen, haben eine andere Beziehung zu weiblichen Figuren. Auch zu den männlichen. Ich hoffe, daß die Unterschiede mit der Zeit verschwinden, denn für mich sind Frauen und Männer dasselbe. Wir sind nun mal ziemlich identisch geschaffen und haben dasselbe Gehirn. Ich finde es seltsam, von weiblichen und männlichen Sehweisen zu sprechen. Das ist ähnlich wie bei homosexuellen Filmen. Gibt es einen Gay-Film? Das ist eine politisch komplizierte Frage. Eine Zeitlang gab es Filme, wo gezeigt wurde, wie Homosexuelle leiden, dann war das nicht mehr »in« und alle Homos hatten happy zu sein. Da fragt man sich irgendwann, kann man nicht Homosexuelle im Film zeigen, ohne daß sie die ganze Last der schwulen Community tragen und einen Diskurs über Homosexualität auslösen. Bei Frauen ist es ähnlich. Es ist an der Zeit, daß wir einfach Filme machen, ohne zu fragen, ist das eine Frau oder ein Mann, der ihn gemacht hat.

Grenzen verfließen lassen. Überschreiten. Ignorieren. Erweitern und akzeptieren. Umsetzen. Der Schriftsteller Alfred Gulden interpretiert die Grenze auch als Möglichkeit einer künstlerischen Heimat. Einen Ort, »wo es das eine und das andere gibt«, das es wahrzunehmen gilt. Nur auf der Grenze bin ich zu



Mutter und Sohn, gespielt von Samuel Theis und Sonia Theis-Schmidt

Haus heißt eines seiner Bücher. Claire Burger und Alfred Gulden leben beiderseits derselben Grenze.

Die Idee, eine Grenzgängerin zu sein, gefällt mir, obwohl ich nicht weiß, was genau damit gemeint ist. Schon das Wort ist hübsch. Wir leben hier in einer Grenzregion. In meinem Film Forbach wird gezeigt, wie die Leute über die Grenze gehen, wie sie in beiden Kulturen, in beiden Sprachen agieren. Ich persönlich finde, das ist vielleicht das einzig Interessante an der Region hier. Was mir woanders fehlt oder was für mich eine Bereicherung ist, ist die Nähe zu Deutschland. Wir werden bestimmt wieder mit einem Projekt nach Lothringen zurückkehren. Dabei wird es auch Sequenzen in Deutschland geben.

Die Idee vom gemeinsamen Europa, die europäische Idee, gefällt mir sehr, doch so wie sie sich zurzeit entwickelt, das macht mich traurig. Daß so einiges in Frage gestellt wird, was ich längst für gegeben hielt. Also, eine Grenzgängerin zu sein, würde mir sehr gefallen. Aber nicht nur Richtung Deutschland. Wenn ich reisen und filmen könnte, das wäre das beste, was mir passieren könnte, das wäre eine tolle Perspektive für mein Leben. Über Grenzen gehen, in allen Bereichen. Die Vorstellung, weder Dokumentation noch Fiktion zu machen, sondern sich dazwischen zu bewegen, kein großes Kino zu machen. In Frankreich muß es »einen« Regisseur, »einen« Drehbuchautor geben. Ich versuche im Kollektiv zu arbeiten und die Spuren zwischen den

Tätigkeiten zu verwischen. Im Abspann unserer Filme steht immer wieder »Mitarbeit bei...« dies und jenes. Meine Mitarbeiter und ich versuchen, auf eine ganz eigene Art Filme zu machen. Wir wollen nicht behaupten, alles neu zu erfinden. Wir wollen etwas schaffen, das unseren Träumen vom Filmmachen und vom Geschichtenerzählen nahe kommt. Wir versuchen einfach, Dinge zu erfinden und mit ihnen zu experimentieren.

Claire Brunner schielt auf die Zeit. Der Nachmittag ist fortgeschritten. Wie Samuel, der Protagonist ihres Films, ist sie nur für ein paar Tage zurückgekommen. Familie und Freunde stellen Ansprüche an ihre Gegenwart. Wir verabschieden uns freundlich, kurz, cool. Claire Burger geht Richtung Rathaus, wo der Bürgermeister mit einem Empfang wartet, um die berühmt gewordene Tochter der Stadt zu ehren. Auch das ist wie bei Samuel, der Hauptfigur in *Forbach*, von dem man am Schluß des Films vermuten kann, daß er nicht so schnell nach Forbach zurückkehren wird. Bei Claire Burger ist das anders.



Wer sich Neuem in der Kunst nähert, muß sich oft eine Schneise schlagen durch das Dickicht eines neuen Vokabulars zur Umschreibung des Neuen. Durch den Begriffsurwald der Neuen Musik navigiert Sie nun der SWR2 KOMPASS NEUE MUSIK.

Die Autoren Lydia Jeschke und Stefan Fricke stellen über 200 Begriffe aus der Gegenwartsmusik vor: fach- und sachkundig, verständlich und unterhaltsam. Der SWR2 KOMPASS NEUE MUSIK ist ein unkonventionelles Musiklexikon, ein Wegbegleiter auf der Reise durch den Kosmos der Gegenwartsmusik.

ISBN 978-3-89727-369-6, 5 EUR

www.pfau-verlag.de

PFAU-Verlag · Hafenstr. 33 · 66111 Saarbrücken



du kannst.

Mag sein, dass Sie kein Blut sehen können. Aber Sie können dafür genau hinschauen, wo welches vergossen wird.

Helfen Sie uns als Mitglied oder mit einer Spende: Konto-Nummer 80 90 100, Bank für Sozialwirtschaft Köln, BLZ 370 205 00. Mehr Infos unter: www.amnesty.de

du kannst.

ai
amnesty international
FÜR DIE MENSCHENRECHTE

Luxemburg und die bewegten Bilder

Film und Kino im Großherzogtum – ein Blick über die Grenze

Von Wolfgang Weiß

Anscheinend gab es in Luxemburg schon immer Menschen mit Weitblick und einer Liebe fürs Kino. So beantwortete der Luxemburger Schriftsteller Batty Weber in der *Luxemburger Zeitung* vom 6. Dezember 1930 den Brief einer Leserin wie folgt: »Sehr verehrte anonyme Filmverächterin! [...] Wenn Sie das Kino dauernd mit Verachtung strafen, müssen Sie sich sagen lassen, dass Sie am Rand Ihrer Zeit nur noch so mitlaufen. Im Kino weht ein Hauch dieser Zeit, in ihm verebben zu unseren Füßen die Wellen des Weltgeschehens. Was im Kino gerade Mode ist, darin spiegelt sich jeweilig das Antlitz der Gegenwart, nicht unserer kleinen Gegenwart, sondern der Gegenwart, in der das Herz der ganzen Kulturwelt schlägt. Wenn Sie öfter in die Movies [sic] gingen, könnte ich Ihnen das leichter klar machen. Sie bekämen mit der Zeit das Gefühl, das jeder Kinobesucher hat: Über Zeit und Raum hinweg mit Welt und Menschheit in Fühlung zu sein«.

Aber abgesehen von dem schon fast achtzig Jahre alten Zitat – Luxemburg und Kino? Luxemburg und Film? – Was sollte es darüber heute schon zu berichten geben? Hand aufs Herz: Leinwandmagie und großes Kino gehören wahrscheinlich nicht unbedingt zu den ersten Dingen, die man mit dem benachbarten Großherzogtum assoziiert. Zwar hat sich in Luxemburg in kultureller Hinsicht einiges getan. Beim ein oder anderen Leser werden vielleicht Erinnerungen wach an das Jahr 2007, in dem Luxemburg den Titel der Europäischen Kulturhauptstadt tragen durfte. Und manch einer hierzulande wurde erst dadurch auf das gewachsene kulturelle Angebot der Luxemburger aufmerksam – ganz im Sinne des konzipierten grenzüberschreitenden Kulturdialogs mit der Großregion. Der energisch röhrende Blaue Hirsch als Symbol des Kulturhauptstadtjahres verband damals in koketter Selbstironie das vermeintlich provinziell-hinterwäldlerische der Luxemburger mit dem urban-schrillen. Seither dürfte Kulturinteres-

sieren auch über die Grenzen hinaus bekannt sein, daß Luxemburg nicht gleichbedeutend ist mit gemütlicher Provinz auf der einen sowie Finanzwesen und europäischer Bürokratie auf der anderen Seite. Aber im Zusammenhang mit dem Thema Film und Kino erscheint das benachbarte Großherzogtum vielen hierzulande noch als weißer Fleck auf der Landkarte. Zu Unrecht – zeigt selbst ein flüchtiger Blick über die Grenze doch, daß sich auch auf diesem Gebiet in den letzten Jahren und Jahrzehnten etwas getan hat.

Einem größeren Publikum dürften wohl am ehesten noch der im vergangenen Jahr verstorbene Schauspieler Thierry van Werveke und die vielleicht bekannteste Luxemburgerin überhaupt, Désirée Nosbusch, als Filmschaffende bekannt sein. Beide wurden aber hierzulande eher als »Exportschlag« wahrgen-

Das Lichtspielhaus der Cinémathèque ist in einem ehemaligen Redemptoristenkloster am Luxemburger Theaterplatz untergebracht



nommen: van Werveke spielte beispielsweise Ende der neunziger Jahre an der Seite von Til Schweiger im deutschen Kinoerfolg *Knockin' on Heaven's Door*. Luxemburger Regisseure wie Andy Bausch oder Pol Cruchten konnten mit Kino- und Fernsehfilmen auch in der Bundesrepublik reüssieren. In der öffentlichen Wahrnehmung blieb die Verbindung zu Luxemburg jedoch meist eine Randnotiz. Welcher Kinobesucher aber weiß von internationalen und höchst erfolgreichen Großproduktionen, die mit Luxemburger Beteiligung produziert und sogar zum Teil in Luxemburg gedreht wurden? – Zum Beispiel Peter Webbers Historienfilm *Das Mädchen mit dem Perloberring* aus dem Jahr 2003 mit Scarlett Johansson in der Titelrolle, Michael Radfords 2004 entstandene Verfilmung des Shakespeare-Stückes *Der Kaufmann von Venedig* mit Al Pacino und Jeremy Irons oder auch *Shadow of the Vampire* mit John Malkovich und Willem Dafoe – eine amüsante Reflexion über das Thema Method Acting versus Autorenkino und gleichzeitig Hommage an den Filmklassiker *Nosferatu*.

Was macht ausgerechnet Luxemburg als Drehort so interessant für Produktionsfirmen aus den USA, aus Großbritannien und anderen europäischen Ländern? In den drei Bei-

spielen sicherlich die Möglichkeit, in der Luxemburger Hauptstadt oder dem südwestlich gelegenen Esch-sur-Alzette geeignete Kulissen zu finden, um die anspruchsvollen historischen Stoffe »on location« zu drehen. Aber das ist nicht der einzige Grund. Schon seit den späten achtziger Jahren lassen sich in der Luxemburger Kulturpolitik Bemühungen erkennen, den Aufbau einer Filmwirtschaft im Großherzogtum nachhaltig zu fördern. Damit verbunden sind die Gründung des Centre National de l'Audiovisuel (CNA) und des Fonds national de soutien à la production audiovisuelle (des Luxemburger Filmfonds oder Film Fund Luxembourg). Das 1989 ins Leben gerufene CNA mit heutigem Sitz in Dudelange bietet als öffentliche Einrichtung Zugang zu audiovisuellen Medien aller Art in Form von Leihbibliotheken, Mediatheken sowie Hörfunk- und Fotoarchiven. Im umfangreichen Filmarchiv lagern zur Zeit etwa 30 000 Filmdokumente und 10 000 Videobänder. Gesammelt werden eigentlich alle bewegten Bilder: Spielfilme und Dokumentationen genauso wie Amateur-, Industrie- und Werbefilmproduktionen mit Luxemburger Beteiligung. Der erste im Großherzogtum gedrehte Stummfilm datiert übrigens ins Jahr 1899. Gegenwärtig ist das

Im Eingangsbereich des Kinos sind alte Filmprojektoren und Plakate ausgestellt



CNA für Luxemburger Filmproduzenten die erste Anlaufstelle im Bereich der Filmförderung. Hier vermittelt das Centre National de l'Audiovisuel Gelder aus dem 1990 etablierten Film Fund Luxembourg sowie auf europäischer Ebene aus den Filmförderprogrammen Eurimages und MEDIA. Im Jahresbericht 2008 wird der Förderetat des Filmfonds auf immerhin 6,5 Millionen Euro beziffert. Damit ermöglicht man durchschnittlich zwischen acht und fünfzehn Spielfilmproduktionen pro Jahr – auch heute nach wie vor meist Co-Produktionen mit anderen Ländern. Ein gutes Dutzend Filmproduktionsgesellschaften sind in Luxemburg mittlerweile fest etabliert und beschäftigen etwa fünfhundert Mitarbeiter in künstlerischen, technischen und sonstigen Bereichen der Filmproduktion.

Die ursprünglich vielleicht primär wirtschaftliche Strategie, internationale Filmproduktionen ins Land zu holen, hat sich inzwischen zu einer kulturellen Idee weiterentwickelt. Der nämlich, den Filmschaffenden im Lande eine gut funktionierende Infrastruktur zur Filmproduktion bieten zu können und damit auf lange Sicht – im Sinne aktueller »Glokalisierungs«-Konzepte – sogar eine Art von National Cinema zu etablieren; einer eigenständigen Luxemburger Filmkunst den Weg zu ebnen, die Luxemburger Themen auf die Kinoleinwand bringt. Noch werden die meisten Produktionen aus Gründen der Vermarktung weiterhin auf französisch, englisch oder deutsch und nicht in Lëtzebuerg Platt gedreht, aber dennoch zeigen die kulturpolitischen Bemühungen der letzten zwei Jahrzehnte Wirkung – in einer dynamischen Filmwirtschaft, die Talente im eigenen Land fördern kann und will sowie einer kreativen freien Szene, die sich seit 2002 unter dem Banner des Filmreakter (Filmmakers Network Luxembourg) vernetzt und unter anderem über aktuelle Produktionen und Castings für Schauspieler und Komparsen informiert oder eigene Festivals veranstaltet. Mit einem solchen Erfolg habe vor zwanzig Jahren kaum jemand gerechnet, erklärte der Luxemburger Filmproduzent und Regisseur Jean-Claude Schlim im April diesen Jahres in einem Interview auf die Frage, ob sich die kulturpolitischen Anstrengungen denn gelohnt hätten. Und er fügte hinzu: »Es ist eine junge, positive, funktionstüchtige und vielversprechende Filmindustrie entstanden. Darauf sollte Lu-



Ein kleiner Teil der umfangreichen Filmplakatsammlung ziert die Flure des Archivgebäudes

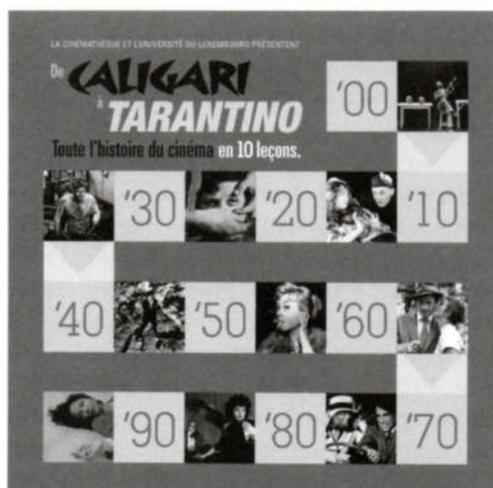
xemburg stolz sein«. Aus der Ferne kann man dem nur zustimmen.

Als komplementäre Einrichtung zum Centre National de l'Audiovisuel kann man die Cinémathèque Municipale de la Ville de Luxembourg sehen, die als Institution offiziell im Jahr 1977 ins Leben gerufen wurde (siehe auch *Saarbrücker Hefte* 85, S. 53–55). Gegründet wurde die Cinémathèque von Fred Junck, der – 1996 schon früh verstorben – von vielen als letzter der großen »Homme-Cinémathèque« angesehen wird. Als eine Persönlichkeit mit profunden Kenntnissen der Filmgeschichte und einer Leidenschaft für alles, was auf Zelluloid zu bekommen war, legte Junck seit den sechziger Jahren eine Filmsammlung an, die den Grundstein für die spätere Cinémathèque bildete. Mittlerweile ist die Sammlung auf über 14 000 Filme der internationalen Kinogeschichte vom frühen Stummfilm bis zum Gegenwartskino angewachsen – darunter einige Raritäten, von denen nur noch wenige Kopien weltweit vorhanden sind. Damit zählt die Luxemburger Cinémathèque zu den wichtigsten Filmarchiven in Europa. Neben Klassikern von Fritz Lang, Howard Hawks oder Orson Welles bilden Filme aus Hollywoods Schwarzer Serie und amerikanische Independent-Produktionen unter anderem einen Schwerpunkt der Sammlung. Im Luxemburger Ortsteil Cloche d'Or befindet sich der Verwaltungssitz und auch das Archiv der Cinémathèque, in dem die Filme bei niedriger Luftfeuchtigkeit und konstanten Temperaturen von etwa acht Grad Celsius im großen »Zelluloid-Tresor« untergebracht sind – nach modernen wissenschaftlichen Standards die besten Bedingungen zur Prophylaxe bestimmter »Zelluloid-Krankheiten«. In der

Konservierung der wertvollen Filmbestände liegt natürlich eine der Hauptaufgaben der Cinémathèque, eine andere besteht in der Restaurierung von filmhistorisch bedeutendem Material. So hat das Luxemburger Filmarchiv beispielsweise vor einigen Jahren einen wesentlichen Beitrag zur Wiederherstellung der ursprünglichen Version von Max Ophüls' Filmklassiker *Lola Montez* geleistet. Zum Teil im Austausch mit anderen Cinémathèques in Europa und weltweit, aber auch in Zusammenarbeit mit Filmverleihern erweitert die Cinémathèque ständig ihre Sammlung nach dem von Henri Langlois geprägten Grundgedanken »Il faut tout garder!« – »Man muß alles bewahren!«. Jeder Film ist prinzipiell für die Sammlung interessant. Wer weiß schon, welche Filme in Zukunft als Klassiker gelten!

Die Dokumentation der Filmgeschichte ist eine weitere Aufgabe, um die sich Claude Bertemes, der heutige Leiter des Filmarchivs, und seine zehn Mitarbeiter kümmern. Hierzu hat die Cinémathèque unter anderem eine umfangreiche Bibliothek mit Publikationen zum Thema Film und Kino aufgebaut, die ergänzt wird durch eine nicht minder interessante Sammlung historischer Filmplakate sowie ein Fotoarchiv. Als öffentliche Einrichtung der Stadt Luxemburg arbeitet die Cinémathèque auch international mit Filmwissenschaftlern und Filmhistorikern zusammen und gibt Publikationen zu ausgewählten Themen heraus.

Neben dem Verwaltungssitz im Stadtteil Cloche d'Or verfügt die Cinémathèque außerdem noch über ein eigenes Kino in der Luxemburger Altstadt. In der Regel werden täglich zwei Vorstellungen im Lichtspielhaus am Theaterplatz gezeigt. Dort ist das Kino buchstäblich ein heiliger Ort: Das ehemalige Kino Vox, in dem sich die Cinémathèque einquartiert hat, gehörte nämlich früher einmal zu einem Redemptoristenkloster. Ähnlich wie in der Archivarbeit geht es auch in der Programmgestaltung darum, Filmgeschichte zu bewahren – hier im Sinne eines kulturellen Gedächtnisses für die Filmgeschichte. Das reichhaltige Programm wird sogar zu fast konkurrenzlos günstigen Preisen gezeigt und bietet einen Querschnitt der gesamten Kinogeschichte mit Literaturverfilmungen, Leinwandepic, Komödienklassikern und Krimis bis zu Hommagen und Retrospektiven einzelner Schauspieler oder Regisseure.



Flyer zu einer aktuellen Vortrags- und Filmreihe der Cinémathèque

Unter dem Motto »the fastest way to become the smartest cinephile on earth« bietet die Cinémathèque in Zusammenarbeit mit der Universität von Luxemburg seit März die Reihe *De Caligari à Tarantino* an. *Toute l'histoire du cinéma en 10 leçons* – Kinogeschichte vermittelt in zehn Einheiten, das Angebot läuft noch bis im März 2011. Das erste Kinohundert wird nach Jahrzehnten aufgeteilt, wissenschaftliche Vorträge vermitteln dabei einen ersten Überblick zu einer Dekade. Ein Schlüsselwerk der jeweiligen Zeit wird erläutert und natürlich auch vorgeführt. Zusätzlich zu diesen Hauptelementen der Reihe werden ergänzend an verschiedenen Terminen weitere wichtige Filme des jeweiligen Jahrzehnts gezeigt, so daß sich insgesamt ein kohärentes Bild der Filmgeschichte ergibt. »Filmgeschichte passiert nicht nur in den Filmen, sondern auch zwischen den Filmen«, fügt Claude Bertemes als ergänzendes Motto der Vortragsreihe hinzu. Von experimentellen Filmen wie Luis Buñuels *Un chien andalou*, Klassikern wie Orson Welles' *Citizen Kane*, vom großen *Singin'-in-the-Rain*-Unterhaltungskino bis hin zum Autorenkino eines Ingmar Bergman und Kultfilmen wie Brian De Palmas effektvollem Achtziger-Jahre-Thriller *Body Double* eröffnet sich ein breitgefächertes Programm. Wie gemacht also für Cineasten und alle, die es werden wollen, um auch – wie es im eingangs erwähnten Zitat von Batty Weber hieß – im Kino »über Zeit und Raum hinweg mit Welt und Menschheit in Fühlung« zu sein.

Ei nee, vierunachzisch is de Dieter gestorb, fünfunachzisch, da hann isch misch mit der Heckescheer geschnieht, unn sechsunachzisch is das Auto kaputtgang! – Jo, hascht rescht.

Eine längst fällige Auseinandersetzung mit dem saarländischen Humorexport Nummer Eins, von einem, wo sich auskennt – isch!

Von Hans Gerhard

Was soll das heißen, das führen Sie nicht? Ich meine, der Mann ist doch Ihr Aushängeschild, Ihr Flaggschiff, Ihr Zugpferd, Ihre Nummer Eins, nach mir. Ich dachte, wenn Sie gar nichts mehr haben, dann haben Sie immer noch das!

Verständnislos starrte ich auf die blonde Dame hinter dem Verkaufstresen des SR-Shops am Markt, in der irrationalen Hoffnung, daß doch noch alles gut würde. Versteckte Kamera? Saarländischer Humor? Nichts geschah, außer, daß mein Gegenüber vielleicht noch etwas desorientierter dreinblickte als ich. Ich wußte auch nicht, daß wir das nochmal reinbringen, sagte sie schließlich. Also nicht nur keine Tassen mit meinem Foto drauf, sondern auch keine DVDs von, von ihm, von ... murmelte ich. Aber da sind doch ganz viele DVDs, von *Kein schöner Land* und so ... ja, sagte die Verkäuferin im SR-Shop am Markt, DVDs haben wir schon, aber *Familie Heinz Becker* ist nicht dabei. Ich brummte einen verstörten Gruß und verließ das Ladenlokal, ohne die Auslage eines weiteren Blickes zu würdigen.

Also der SR-Shop am Markt führt *Familie Heinz Becker* nicht, jene legendäre saarländische Sitcom, mit der Gerd Dudenhöfer in den Neunzigern (Erstausstrahlung – hätten Sie's gewußt??? nicht 1972, was man ja aufgrund der Ausstattung denken könnte, sondern 1991) über immerhin sieben Staffeln (das ist durchaus *King-of-Queens*-Niveau) das Saarland weit über seine Grenzen hinaus bundes- bzw. weltweit bekannt gemacht hat. Es ist sehr gut möglich, daß der SR, ja das ganze Saarland seine Existenz ausschließlich dem Umstand verdankt, daß die grauen Eminenzen, die darüber zu befinden haben, jedesmal, wenn sie uns mit der Pfalz vereinigen wollen, daran denken müssen, wie Heinz zum Hilde saat: Ei, die Bimbos schigge die Banane hieher, unn die, wo nit so schön aussehe, die komme dann in de Ökolade! Und dann müssen sie schmun-

zeln, die grauen Eminenzen, und das Saarland ist wieder gerettet. Trotzdem wird Heinz Becker noch nicht mal im SR-Shop geführt, ich finde, das hat er nicht verdient.

Heute weiß ich natürlich, daß *Familie Heinz Becker* federführend vom WDR produziert wurde, weshalb Heinz, Hilde und der Sohn wahrscheinlich in Köln oder Düsseldorf oder Dortmund zu haben sind, aber eben nicht in Saarbrügge am Markt.

Ich mißbillige dies, und ich mißbillige die Geschäftskonzeption von Karstadt (kein Wunder, daß da alles de Bach runnergeht), die nämlich auch *Familie Heinz Becker* überhaupt nicht vorsieht. Wie soll ich eine Kritik über *Familie Heinz Becker* schreiben, wenn ich die DVDs nirgendwo im Saarland finden kann? Ist das gewollt? Schämt sich der Saarländer seines berühmtesten Sohnes nach Honecker und Oskar? Und wenn ja, warum? Die Sache mit dem Propheten, der in der eigenen Wüste nichts gilt bzw. vergeblich ruft? Nestbeschmutzungsvorwürfe? Aber mal ehrlich – die Leute sollen sich doch freuen, daß ihr Nest überhaupt mal ein bißchen bekannt wird, und sei es als Spießerwitz, denn was nützen die saubersten Zweige in der eigenen Wüste, wenn niemand den Bart des Propheten sieht? Ist doch so, Sie lachen, aber es ist so. Also, Karstadt – ihr hann allegar nix druff, unn SR-Shop am Markt – Eure Väter konnde aach schon nit schwenke, dafür ziehe sich eier Omas de Schlüpfer mit de Kneifzang aan, und iwwerhaupt kann man eisch die Schuh im Laafe besohle, das war ja wohl escht gar nix, das do.

Als ich Mitte der Neunziger *Familie Heinz Becker* zum ersten Mal im Kabelfernsehen (aber in welchem Dritten? Kam's im Erschte? Müschte man prüüwe ...), also im Kabelfernsehen sah, in Braunschweig, wo sonst, da dachte ich, der Dialekt sei Hessisch und das

porträtierte Dorf irgendwo in einer Art Odenwald gelegen. Ich weiß nicht, wie ich auf dieses schmale Brett kam, aber zu meiner Ehrenrettung muß ich erwähnen, daß die Protagonische auch nie saan, wo se herkomme. Und alles andere als hochdeutsch war für mich sowieso eine Zumutung, unnerschde Schuplaad, mein berühmtes Bonmot, saarländisch klinge ein bisschen wie sächsisch nach dem Schlaganfall hängt mir immer noch nach und verhinderte schon viele Freundschaften, wenn nicht gar Ehen. Also nochmal: es tut mir leid!! Es war nur ein Witz. Apropos Witz ...

Da gibt es mal eine gute Witzsendung aus dem Saarland, eine, die sich mit Ekel Alfred absolut messen kann, da kenne ich nichts, und dann wird sie totgeschwiegen. Dachte ich jedenfalls, bis ich meine müden Füße in die Galeria Kaufhof schleppte, und siehe: ein riesiges Heinz-Becker-Regal, wie ich es mir vorgestellt hatte, prominent in der DVD-Abteilung plazierte. So geht's doch auch! Galeria Kaufhof – ens ruff. Ich erstand mehrere Staffeln und beschickte dahemm den Player.

Also der Retro-Feel der ersten Episoden ist absolut hardcore, das kann man auf Deutsch gar nicht ausdrücken. Die High-Tech hält in Bexbach in Form eines Walkmans Einzug; das Hilde ist noch gar nicht das Hilde, das kommt zwar auch schon vor, spielt aber ganz wen anders und das Erzähltempo entspricht in etwa der durchschnittlichen Kontinent-Auseinander-Drift-Geschwindigkeit, das kann man nur auf Deutsch so hinschreiben. Schnittfolge? Gibt's nicht. Und die Geschichten? Dem Teufel zu schlecht, bestenfalls sterbenslangweilig und abgeschmackt (die Familie im Restaurant, die Familie im Kaufhaus, die Familie im Swingerclub). Aber warum liege ich dann auf meinem lange nicht frisch bezogenen Bett und lache mich erst scheckig, dann schief und schließlich tot? Ich weiß, es klingt profan und gar nicht so tiefschürfend, wie meine treuen Leser es eigentlich von mir gewöhnt sind, aber der Grund ist ganz einfach der – weil die Witze so gut sind.

Nein, ich rede nicht von den Stellen, an denen das Live-Publikum lacht, da ist dann meistens was umgefallen, die Lampe oder eine Tasse, die Leute stehen auf sowas, nein, ich meine die Oneliner, die Aperçus, (sorry, keine ßedije auf der Taschtatur), die guter Schpräsch. Denn die sind absolut bundesligatauglich.

Da erscheint das Dia abgeschnitten, aber Heinz rückt souverän den Projektor auf die rischtsche Seit und beruhigt seine Gäste: Das is heitzutaach zum Glück kenn Problem, frieher hat man ja müsse die Lääinwand hin- und herschiebe.

Oder Kurt unns Erna lasse sich scheide, woraufhin Hilde einwirft, das könne jo nit sinn, die ware doch letzschte Woch noch beim Schlachter zusamme, was Heinz aber entkräftet: Ja määndsche, die müsse deswehn jetz nix meh esse, oder was?

Wenn das nicht witzig ist, dann ist überhaupt nichts witzig. In den Neunzigern war ich dafür noch nicht bereit, aber heute dringt der Dudenhöfersche Humor in mich ein wie die Schipp in de Komposcht. Es ist großartig! Und es ist – und ich bin notorisch vorsichtig, ehe ich mit sowas um mich schmeiße – es ist typisch saarländisch. Moment – was schreibe ich da?? Sie wissen, liebe Außen und Innen, daß ich grundsätzlich nicht daran glaube, hier im Saarland sei irgendetwas anders als anderswo, aber Dudenhöfer ist vielleicht eine Ausnahme, was ihn nur noch preisungswürdiger macht.

Regionalkrimis sind nicht typisch für die Region, in der sie spielen. Der Fußballclub ist nicht typisch für die Gegend, in der das Vereinsheim liegt. Aber Heinz Becker, der auf die Frage, »Wen würden Sie wählen, wenn heute Bundestagswahl wäre?«, mißtrauisch auf den Fragebogen linst und zurückfragt, »Was hann denn die annern gesaat?«, das ist nicht nur ein verdammt witziger Witz (mein neuer Liebling), das ist auch escht saarländisch und mithin gut.

Okay, es gibt natürlich schlechte Folgen (eigentlich die meisten) und maue Witze (auch viele), alle Schauspieler außerhalb der Kernfamilie gehen gar nicht, das ist zu Anfang richtig grauenhaft und wird nicht viel besser, wobei sie natürlich auch keine Oneliner zur Verfügung haben, und sogar Draft Deutscher als Fernsehmonteur, der aussieht wie Draft Deutscher, vermag die allererste Episode dramaturgisch nicht zu retten (kein Scherz, *Familie Heinz Becker* operierte oft mit Stargästen aus dem Schlagerbereich), aber die Schpräsch retten alles. Ich bin jedenfalls Fan. Und ich finde, es ist Zeit, daß der SR-Shop am Markt endlich mal aufwacht und die DVDs anbietet. Und Karstadt sowieso.

Ich vermisse Berlin gräßlich!

Alfred Döblin, *Meine Adresse ist: Saargemünd. Spurensuche in einer Grenzregion*, hrsg. von Ralph Schock, Gollenstein Verlag, Merzig 2009, 320 S.

Viel ist über Alfred Döblin geschrieben worden. Analytisches, Kritisches, Wichtiges und Unwichtiges wurde gesagt. Doch trotz aller Redundanz in Sachen Döblin, hier ist ein Buch erschienen, das nicht zur Seite gelegt, das nicht unter der Menge bereits Geschriebenen verschwinden sollte. Alfred Döblin (1878–1957), einem der großen deutschen Erzähler, begegnet der Leser hier abseits seines berühmten Klassikers *Berlin Alexanderplatz*. Ein Werk, das die Literaturgeschichte als »bedeutendsten deutschen Großstadtroman« apostrophiert hat und das neben Werken von Joyce, Proust, Musil und Thomas Mann zu den großen Epen unserer Zeit zählt. Ein Urteil, das nicht immer einstimmig war, eine Wertung, über die viel und häufig diskutiert wurde. 1959, kurz nach Döblins Tod, schrieb der damals wichtigste deutsche Literaturhistoriker Fritz Martini noch in seiner *Deutschen Literaturgeschichte*:

Die verwirrende Fülle seiner Stoffe und Stilformen lässt sich schwer überblicken; neben eine bobrende Intellektualität tritt eine weit ausgreifende Phantasie, neben scharfe Skepsis ein religiöses Ringen, neben das Aktuelle treten Mythos, Geschichte und Utopie.

Heute sind wir mit Alfred Döblin enger vertraut, erkennen seine Bedeutung klarer. Er ist uns näher gerückt, nicht zuletzt auch durch Rainer Werner Fassbinders Verfilmung von *Berlin Alexanderplatz*. Um so erstaunlicher, daß dem literarischen Spurensucher Ralph Schock, Redakteur beim Saarländischen Rundfunk, mit der Herausgabe von *Meine Adresse ist: Saargemünd*, ein Buch, das weitgehend unveröffentlichte Briefe und Texte Alfred Döblins aus seiner Militärzeit in Saargemünd und Hagenau (1915–1918) enthält, doch noch eine Döblin-Überraschung gelungen ist: Alfred Döblin als Zeit-, als Augenzeuge.

»Ein Augenzeuge ist so wertvoll wie zehn Berichte aus zweiter Hand« erkannte der römische Dichter Plautus vor über zweitausend Jahren. Für Spezialisten ein vielleicht nicht ganz neues, für den Durchschnittsleser aber ein seltenes Döblinportrait, das auch zu einer aufschlußreichen Beschreibung preußischen Wesens, an dem bekanntlich die Welt genesen sollte, in einer lothringischen Kleinstadt unter deutscher Besatzung während des Ersten Weltkrieges geworden ist. Sarreguémis, heute ein französisches Städtchen unmittelbar an der Grenze zum Saarland, in enger Nachbarschaft zu Saarbrücken. Während der wechselvollen deutsch-französischen Grenzgeschichte wurde der 1878 in Stettin geborene Schriftsteller und Militärarzt Alfred Döblin im Dezember 1914 ins damals eingedeutschte Saargemünd abkommandiert.

Meine Adresse ist: Saargemünd schrieb er kurze Zeit später an seinen Freund, den Verleger und Schriftsteller Herwarth Walden und klagte:

Nun sitze ich in diesem lothringischen Nest. Ich sehe keine Autos, keine Droschke; ab und zu einen Handwagen, bäurische Leute mit schiefen schwarzen Filzbüten, den langen Shawl halbitalienisch um Hals und Schulter. Kapläne mit dem breiten Jesuitenhut und langem faltigen Rock. Rotbäckige Kinder auf den Plätzen; der breite tonvolle Dialekt, der sich viel Zeit läßt.

Gewohnt an den großstädtischen Trubel der Metropole Berlin, einer Weltstadt mit Treffpunkten, Begegnungen, Anregungen und Konfrontationen, nun das Leben in einer abgelegenen Kleinstadt, die er als Nest empfindet und einer ghettoähnlichen Kasernen-Umgebung, die durch die Regeln einer engstirnigen, preußischen Militärhierarchie geprägt wird. Einer Welt des Kadavergehorsams, in der weder Dichter, Denker oder Künstler einen Stellenwert haben: Eine Soldatenwelt, in

der die Bezeichnung Intellektueller, wie sooft in Deutschland, zum Schimpfwort wird.

Man ißt in einem bestimmten Hotel gemeinsam, – ich mache nicht mit, oder nur gelegentlich. Wer soll diese Gesellschaft in der Nähe aushalten. Sie ist grausig; Kleinbürger, die sich gegenseitig beklatschen, Geschwätz unter einander her tragen. Du weißt, daß das Furchtbarste die Gesinnungsschnüflei ist; das findet man hier aufs Schönste rechts und links; wie soll ich mit meiner Frivolität und Leichtigkeit in diesen Sachen da aushalten.

Als Döblin nach Saargemünd kam, war die Grenzstadt schon rund vier Jahrzehnte keine Grenzstadt mehr. Gehörte zum Reichland Elsaß-Lothringen, in dem die Deutschen eine rigide Unterdrückungspolitik gegen alles »Französische« betrieben. Aus der Rue du Parc war längst die Parkstraße geworden und La Rue du Pont-Neuf hieß Neubrückenstraße. Es gab die Kapellenstraße, die Marktplatzstraße und die Großhafenstraße. Aus Berlin kamen Befehle, Anordnungen, Bestimmungen. Die Menschen schielten gezwungenermaßen weniger nach Westen als nach Osten, wo der Erbfeind Frankreich tagtäglich aufs Neue beschworen wurde. Deutschland, so schien es, hatte sich auf alle Zeiten in Elsaß-Lothringen und seinen Städten eingerichtet. Daß diese Zeiten rund vier Jahre später mit einem für Deutschland verlorenen Krieg enden würden, konnte sich erstaunlicherweise auch Alfred Döblin nicht vorstellen.

Sonderbar berührt dabei in diesem Nest hier, wie viel französische Namen, Vornamen es noch giebt; ich habe Ansichtskarten gekauft, auf denen 1914 noch steht Vue de Sarreguemines[!], ebenso Porzellan mit Sarreguemines signiert. Eine dolle Komödie für uns Preußen. Erst jetzt wird energisch auf Schildern verdeutsch, es scheint mit polizeilicher Nachhilfe; es ist schauerhaft, daß so was nötig ist, wenn man die Selbstkorrekturen in Berlin kennt. Ich habe, – unglaublich aber wahr, – im Kino hier französische Filme (Pathé und Gaumont) mit dem bekannten nickenden gallischen Hahn vor 2 Sonntagen gesehen, ohne das gelle Pfeifen zu hören, das in Berlin mit erfreulicher Promptheit aufgetreten wäre; französische Soldaten zogen in einem Romanfilm vorüber, – und kein Deibel bat mit Steinen geschmissen. Wie gesagt, es bleibt da verschiedenes totalement unverständlich.

Ihm unverständlich auch die Mundart der Einheimischen. Die französische Sprache war unterdrückt, die deutsche verhaßt. »Mir redde Platt!«, schon aus Protest.

»Unseri Spröòch isch e Schnawelspröòch!« Reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist, doch der war nicht gewachsen, wie es die deutschen Besatzer wünschten, vor allem, wenn sie über Recht und Ordnung im Namen des Kaisers urteilten, einem Kriegsherrn, der nicht müde wurde, imperialistische Gelüste mit Gottes Hilfe zu verbrämen:

»Wir Preußen sind es ja gewohnt, gegen einen überlegenen Feind zu kämpfen und zu siegen. Dazu gehört das feste Vertrauen auf unseren großen Alliierten dort oben, der unserer gerechten Sache zum Sieg verhelfen wird.« (Feldgottesdienst am 5. 3. 1915)

Nur einen Tag später, am 6. März 1915 schreibt Alfred Döblin in einem Brief an Edda Lindner, eine Nichte der Lyrikerin Else Lasker-Schüler, erster Ehefrau seines Verlegerfreundes Herwarth Walden:

Prächtige Kerls unter den Patienten, durcheinander sämtliche Stände, und das hockt zusammen, macht Harmonikamusik, ist vergnügt und wie eine Gesellschaft großer Kinder. Wie begeistert viele vom Bajonettangriff sind! Einer, mit dem Eisernen Kreuz, erzählte mir, er kenne nichts Schöneres als mit dem Bajonett rennen und zu stoßen. Leben und Tod, im Frieden so unterschieden, bedeutet den Leuten meist kaum etwas; die Gleichgültigkeit dafür liegt so in der Luft; sie erzählen vom Fallen als wenn es nichts wäre.

Gedankengut, das der Leser auf Anhieb, ohne Kenntnis des Lebenslaufes, nicht mit dem Döblin in Verbindung bringen würde, der Jahre später zeitweise in Frankreich lebte und dessen Grab sich auf einem Dorffriedhof in Lothringen befindet. Doch schon damals tauchen in den Saargemünder Briefen erste Zweifel am Sinn dieses Krieges auf. Zeitweise, wenn der Wind aus Westen kommt, ist der Kanonendonner von Verdun zu hören.

Mit den Obren haben wir die Schlachten von Verdun hier mitgekämpft.

Und:

Es ist ein so schöner Frühling; es könnte fabelhaft schön in der Welt sein, ich dürste nach einer bürgerlichen Existenz. Wir warten hier, warten, wissen nicht, was aus uns wird.

Während des Wartens auf das, was geschehen könnte, sollte oder müßte, schreibt Döblin unermüdlich. Novellen entstehen. Zu den bekanntesten aus der Saargemünder Zeit gehören *Das verwerfliche Schwein* und *Das Gespenst vom Rittbof*. Die Schauplätze liegen zwischen Saargemünd und Saarbrücken. Eine Land-

schaft, die er oft zwischen Dienstzeiten und an freien Tagen durchwandert. Entlang der Saar oder über die Hügel des Bliesgaus. Hin und wieder Einkehr im Ritthof nahe Bliesransbach, damals ein bekanntes Ausflugslokal. Der Weg dort hinauf ist heute nach dem Dichter benannt.

Ich bin oft herübergewandert durch das wundervolle Saartal, durch die herrlichen Wälder und Berglandschaften über Blittersdorf, Groß- und Kleinblittersdorf. Saarbrücken war mir doch damals die Großstadt.

Ralph Schocks Spurensuche in einer Grenzregion, die auch die Erzählung *Das Gespenst vom Ritthof* enthält, könnte für Saarländer, die seit eh und je passionierte Grenzgänger sind und die heute mit der Straßenbahn vom Zentrum Saarbrückens zum Bahnhof von Sarreguemines fahren, von besonderem Reiz sein. Auch heute besteht zwischen beiden Städten keine Grenze mehr. Es gibt nichts zu kontrollieren. Paris und Berlin sind weit weg. Die Provinz wird gemeinsam von Lothringern und Saarländern geprägt. Animositäten und Haß sind Geschichte. Für mich, einem Liebhaber Lothringens, gehört zu den spannenden Kompo-

nenten dieses Buches, daß es Geist und Bilder einer Zeit lebendig werden läßt, die zwar seit hundert Jahren Geschichte sind, dennoch beiderseits der ehemaligen Grenze nicht vollkommen verblaßt sind. Geht man heute durch die Fußgängerzone von Sarreguemines, liest man immer noch »Kaiserliches Landgericht« über dem Eingang des ehemaligen Gerichtsgebäudes, kommt man durch die Rue du Maréchal Foch, weiß man nun, daß sie damals Neunkircher Straße hieß, im Haus Nummer 19 Alfred Döblin mit seiner Familie gewohnt und an seinen Novellen geschrieben hat. Daß für einen literaturgeschichtlichen Augenblick in dem *lothringischen Nest*, unter dem Dach dieses Hauses, ein Arbeitszimmer großer Literatur existiert hat. So ist Ralph Schocks Döblin-Buch auch eine Art literarischer Reiseführer durch einen kurzen Zeitabschnitt unserer Nachbarregion, in dem Deutschland und Frankreich sich feindlich gegenüberstanden und eine unversöhnliche Grenze durch Städte, Menschen und Gedanken ging, die heute im Wandel europäischer Geschichte für immer verschwunden ist.

Georg Bense

Vier Wochen mit Roberta

Martina Zöllner, *Hundert Frauen*, DuMont Verlag, Köln 2009, 367 S.

Roberta Ostertag, die Protagonistin des neuen Romans von Martina Zöllner, ist eigentlich eine emanzipierte Frau. Sie ist Mitte vierzig, ledig und arbeitet als Zeitungsjournalistin. Aber sie hat ihren »schützenden Gelassenheitsmantel« (19) verloren, sie ist voller Zweifel und Selbstvorwürfe. Läuft ihr Leben richtig? Warum hat sie kein Kind? Warum ist sie nicht verheiratet? Warum hat sie nicht einmal eine Beziehung? Sie hat gerade ein Buch veröffentlicht mit dem Titel *Hundert Frauen*, in dem hundert Frauen in langen Interviews über ihre Probleme berichten – und zwar über die Probleme, über die sie sich normalerweise nicht zu sprechen trauen. Doch damit nicht genug: Auch Luisa, Robertas beste Freundin, schreibt gerade ein Buch über dieses Thema, einen »Frauenroman« (25), der von der »ganz normalen Brutalität der modernen weiblichen Existenz« (25) handelt.

Ganz schön viel Frausein und Frauenproblematik in Martina Zöllners *Hundert Frauen*

also! Vier Wochen lang – so lange dauert die erzählte Zeit des Romans – begleitet der Leser diese Roberta und nimmt an ihrem »Lebensdurcheinander« – so die Formulierung des Klappentextes – teil.

Doch im Roman geht es nicht nur um die Geschichte und die Geschichten Robertas und der anderen Frauen. Der Roman ist auch eine kenntnisreiche und kritische Milieustudie über Journalismus, Zeitungsmachen, die Medien und den sogenannten Kulturbetrieb. Da wird eine fiese *Bild*-Redakteurin porträtiert, da sind die ruppigen Gepflogenheiten der *Spiegel*-Redakteure zu bestaunen und auch die Redaktion der Zeitung, bei der Roberta arbeitet – vom Chefredakteur bis zum Praktikanten – lernt der Leser kennen. Die Zeitung heißt *Saarbrücker Neueste Nachrichten*.

Da Roberta in Saarbrücken lebt und arbeitet, berichtet Martina Zöllner auch ausführlich über das Saarland und seine Bewohner, über Mentalität, Sprache und Geschichte der

Saarländer. Roberta hat ein konspiratives Treffen in der Arnualer Stiftskirche, sie besucht ihre saarländische Verwandtschaft und spaziert über Saarbrücker Straßen und Plätze.

Man kann den Roman aber auch als Liebesgeschichte lesen. Roberta – als hätte sie nicht schon Probleme genug – verliebt sich in Adrian Schwartz, einen attraktiven und alerten Staatssekretär aus dem saarländischen Bildungsministerium. Oder sollte man besser sagen, sie beginnt eine Affäre mit ihm, um ihr arg ramponiertes Selbstwertgefühl aufzupolieren?

Und wem das noch nicht reicht: Der Roman ist auch eine Auseinandersetzung Martina Zöllners mit der Rezeption ihres Debütromans *Bleibtreu*. Dieser 2003 erschienene Roman, in dem es um die Affäre einer Frau Mitte dreißig mit dem prominenten, verheirateten und dreißig Jahre älteren Schriftsteller und Philosophen Christian Bleibtreu geht, wurde sehr zur Verwunderung und zum Mißfallen der Autorin von den Medien und vielen Lesern als Schlüsselroman gelesen. Es ging nicht um die literarische Qualität des Romans oder die Geschichte des ungleichen Paares, sondern nur darum, welcher berühmte Schriftsteller sich hinter Bleibtreu verbarg (Martin Walser, so munkelt man) und wie viel Autobiografisches im Roman versteckt war. Und genau das, was damals die Autorin mit ihrem Bleibtreu-Roman erlebte, erlebt jetzt auch Roberta. Niemand interessiert sich für die Probleme der in Robertas Buch interviewten Frauen, alle Welt will nur wissen, ob es stimmt, was man sich gerücheweise erzählt, dass in einem dieser Interviews Roberta ihre heimliche Beziehung mit dem schon erwähnten Staatssekretär Schwartz beschrieben hat.

Martina Zöllner, die im wirklichen Leben Journalistin ist und als Fernsehredakteurin beim SWR arbeitet, erzählt die Geschichte der Roberta Ostertag in all ihren Facetten und Verwicklungen souverän und mit viel Schwung. Ihre Dialoge sitzen, ihre Beschreibungen sind prägnant und ihre Kommentare sind pointiert, witzig und oft wunderbar böse. Der hellwachen und unerbittlich sezierenden Roberta entgeht nichts. Ihr eigenes Verhalten und ihre Befindlichkeiten kommentiert und analysiert sie ebenso schonungslos wie die ihrer Mitmenschen ...

Nicht so ganz überzeugend fand ich, daß Martina Zöllner so viele Themen und Proble-

me gleichzeitig anpackt. Frauenproblematik, Midlife-crisis, Karriere, Medienschelte, Partnerschaft, Liebe, Älterwerden, Mobbing und Intrigen im Beruf, die arme Roberta kämpft an allen Fronten gleichzeitig. Weniger wäre hier für meinen Geschmack mehr gewesen: Mehr Intensität, mehr Tiefe, mehr Genauigkeit.

Auch das Personal des Romans ist sehr umfangreich geraten. In Verbindung mit den vielen Orts- und Szenenwechseln garantiert das zwar viel Abwechslung, aber angesichts der vielen Akteure kann man auch schon mal leicht den Überblick verlieren.

Auch ein verhaltenes Grummeln aus saarländischer Sicht läßt sich nicht ganz unterdrücken. Die »Willi-Heinrich-Brücke« (50) mag man ja großzügigerweise noch durchgehen lassen, aber Zöllners Beschreibung des Ländchens und seiner Bewohner ist doch alles in allem beklagenswert klischeehaft und uninspiriert geraten. Ein bißchen Dialekt, ein bißchen Kohle- und Stahlproblematik, ein bißchen Saarbrücker Lokalkolorit und Tristesse, das war's. Selten gelangt der Roman da über das hinaus, was man auch im Reiseführer lesen kann: »Am höchsten und weithin sichtbar der Karstadt-Klotz, der Dom der Innenstadt. Eine zugerichtete Stadt. Zugerichtet von den Zerstörungen des Krieges und denen der Architekten und Stadtplaner danach. Zerschnitten von einer Autobahn, die doppelt so breit war wie der Fluss, dessen Lauf sie hartnäckig folgte, um den Menschen den Zugang zum Ufer möglichst schwer zu machen. Und das gegenüberliegende Ufer: Vereinnahmt von der grau bepflasterten Einkaufsmeile. Die Leute hatten nicht viel Geld in Saarbrücken. Im ganzen Saarland nicht. Vom Niedergang der Kohle- und Stahlindustrie hatte sich das kleine Land nicht mehr erholt.« (133)

Trotzdem: Martina Zöllners *Hundert Frauen* ist alles in allem genommen ein gut geschriebener und spannender Roman. Gerade weil es in ihm hauptsächlich um Frauen geht, ist er auch für Männer sehr lesenswert.

Dietmar Schmitz

Aus dem Tagebuch eines Siebzehnjährigen

Roger Bichelberger, *Das Mädchen mit dem goldenen Stern*, Gollenstein Verlag, Merzig 2010, 167 S.

»Wenn ich an sie denke – und das bedeutet: unaufhörlich –, dann steigen brennend heiß Worte in meiner Erinnerung auf: Mädchen, Königin, Prinz; und vor meinen Augen taucht gleich einem Juwel die Stadt auf, ihre Stadt, meine Stadt, in der wir einander gekannt haben.«

»Quand je pense à elle – et c'est sans cesse –, des mots-braises ma brûlent, Mädchen, Königin, Prinz, et je retrouve en moi tel un écrivain la ville – la sienne, la mienne – où nous sommes connus.«

In diesen wenigen Zeilen ist die Geschichte, die uns Roger Bichelberger in seinem kleinen Roman *Das Mädchen mit dem goldenen Stern* (*La fille à l'étoile d'or*) erzählt, bereits skizziert. Bichelberger gehört zu den französischen Autoren, die nahe der »Goldenen Bremm« aufgewachsen sind und leben. Wenn man von einem SaarLorLux-Raum auch im Bereich der Literatur sprechen will, so gehört er hierher – schon seiner Themen wegen. Und wenn er in diesem Roman Namen, Begriffe, Sätze, Liedertexte in Deutsch in den französischen Kontext einfügt, so beweist dies seine Nähe und seine Vertrautheit mit der deutschen Sprache und manchen üblen Worten des »Tausendjährigen Reiches«. Der saarländische Gollenstein Verlag hat mehrfach schon seine Arbeiten in deutschen Übersetzungen ediert, ein Beispiel, daß der SaarLorLux-Raum nicht auf die Wirtschaft und deren Vorteile beschränkt bleibt, sondern auch kulturelle Früchte tragen kann.

Im Gollenstein Verlag ist nun fast gleichzeitig mit dem Verlag Albin Michel in Paris die deutsche Fassung (in der Übersetzung von Werner Schartmann) dieses Romans in der Form eines Tagebuchs erschienen. Die Anregung zu *La fille à l'étoile d'or* verdankt der Autor – so Roger Bichelberger in einem Nachwort – einem seiner deutschen Leser, der ihm ein Heft mit Aufzeichnungen aus dessen Jugendzeit samt seinen Kriegererlebnissen zukommen ließ. – Ein Roman also aus zweiter Hand; aber Bichelberger wäre nicht der erste Autor, der so verfährt.

»Ich bin ein Deutscher«, so beginnt dieses Tagebuch im August 1945. Der fiktive Verfasser schreibt es in einem Gefangenenlager in der Normandie. Der Verfasser heißt Ansgar, stammt aus einer gut-katholischen Familie »einer Gemeinde am Stadtrand von Aachen«.

Über diese alte Kaiserstadt, den verehrten Karl den Großen und dessen Umfeld weiß der junge Mann erstaunlich viel Gehörtes und Angelesenes. Der Autor meint es gut, oft zu gut mit seinem Tagebuchschreiber.

Das Lagerleben hinter Stacheldraht ist öde, und so beginnt der eben mal Siebzehnjährige ein Tagebuch zu führen. Er schreibt die Erinnerungen an seine Kinderzeit auf, schreibt über seine Empfindungen für sein liebes Aachen mit dem Kaiserdom. Auch in Aachen beginnt das »Dritte Reich«; er sieht die Aufmärsche der braunen Kolonnen, hört deren schreckliche Lieder. In der Familie spricht der Vater heimlich von »Dachau«. In der Nachbarschaft wohnt eine Familie, sie trägt den schönen Namen Godschalk. Eine jüdische Familie. Die zwei Söhne und Ansgar kennen sich aus der Schule. Die einzige Tochter ist etwas älter als der Tagebuchschreiber und heißt Elsa. Rasch kommt die Zeit, wo die Juden gelbe Sterne tragen müssen. Man kennt auch das Lügenwort: »Der Führer baut den Juden eine Stadt«.

Die Nachbarsfamilie kommt, um sich zu verabschieden. Elsa drückt unserem Ansgar ein Blatt Papier in die Hand; darauf stehen in ihrer Handschrift einige Zeilen aus dem biblischen Buch Esther. Bevor die Godschalks für immer verschwinden, klebt Elsa heimlich goldene Sterne ans Fenster. Auch Ansgar liest heimlich die Sätze, die ihm Elsa aufgeschrieben hat; er liest sie, als sei es ein Liebesbrieflein. Er wird neugierig, nimmt sich das ganze Buch Esther vor, dann das »Hohe Lied« der Bibel. Diese poetischen Texte werden zu seiner erotischen Erweckung. Er verknüpft sie mit den Erinnerungen an die flüchtig Bekannte, an Elsa, das Mädchen mit den goldenen Sternen.

Der Krieg kommt, greift schließlich auch nach dem halbwüchsigen Ansgar. Aachen wird bombardiert; er sieht den beschädigten Kaiserdom. Als sich schon die deutsche Niederlage abzeichnet, muß auch Ansgar zu den Soldaten. Auf einem Bahnhof erlebt er, wie ein Zug mit Güterwagen vorbeifährt; er sieht darin Menschen in Sträflingskleidern und kahlgeschoren. Der Gedanke, Elsa sei darunter, peinigt ihn. Er gehört zum letzten Aufgebot; es gelingt ihm, zu desertieren. Irgend-

wo an einem Wiesenrand hört er hinter sich »Hands up!« Er ist Gefangener, wird mit Dutzenden anderer in ein Lager in der Normandie verfrachtet. Er kann ein wenig Französisch und Englisch, aber die Bewacher interessieren sich nicht für sein Gerede über Aachen und den großen Kaiser. So fängt er an, Tagebuch zu schreiben, vertraut dem Papier seine Erinnerungen an, seine Gefühle für Elsa, ihre Zeilen aus dem Buch Esther und die goldenen Sterne, er denkt an sein liebes Aachen.

Ein kluger Junge. Erstaunlich seine historischen Kenntnisse. Roger Bichelberger läßt ihn viele schöne Sätze notieren mit kultur- und kunstgeschichtlichem Wissen, mit manchem, was unter gut-katholischen Nazigegnern geläufig war, manches auch aus der Vorgeschichte des »Gefreiten aus Braunau«. Ansgar hat Glück. Im Spätherbst '45 wird er entlassen. Er

ist nun achtzehn. Er kommt nach Hause zu seiner Familie, in die Gemeinde am Stadtrand von Aachen. Die Familie Godschalk, das ist sicher, wird nie wiederkommen. Von Elsa besitzt Ansgar nur diesen Zettel mit den wenigen Zeilen aus dem Buch Esther und die Ahnung von einer möglichen ersten Liebe.

In seinem Nachwort beruft sich Roger Bichelberger auf die Notizen, die ihm ein heute Achtzigjähriger anvertraut hat. Seine eigenen Erinnerungen hat der Autor in *Les années Buissonnières* mitgeteilt, auch *Le Déserteur* handelt von Kriegzeiten.

Warum erzählt uns Roger Bichelberger nicht noch einmal eine Geschichte, die vor seiner und unserer Haustür spielt, eine Geschichte aus einem nahen Land? Auch hier gibt es noch viele unerzählte Geschichten.

Hans Emmerling

Die vielschichtige Erinnerung des Elsaß

Pascal Hugues, Marthe und Mathilde: Eine Familie zwischen Frankreich und Deutschland, Rowohlt Verlag, Reinbek 2008, 286 S.

Die nationalistischen Auseinandersetzungen des vergangenen Jahrhunderts haben besonders im Elsaß ihre Spuren hinterlassen. Identitätskonflikte prägen diese Region und ihre Menschen, sichtbar an der Erinnerungskultur, an Kriegsdenkmälern, am architektonischen Erscheinungsbild der Städte, an der Sprache und der Mentalität der Bewohner. Viermal wechselte das Elsaß seine nationale Zugehörigkeit zwischen 1871 und 1945.

Modernisierung unter deutscher Herrschaft des wilhelminischen Kaiserreichs, vier Jahre deutsche Militärdiktatur, Rückkehr zu Frankreich, Vertreibung der Deutschen, 21 Jahre später nationalsozialistische Okkupation und Vertreibung der frankophilen Elsässer; dann, als Reaktion auf vier Jahre nationalsozialistischen Terror, Abgrenzung zu allem Deutschen, schließlich staatlich beschlossene deutsch-französische Freundschaft. Straßen, Plätze, Geschäfte und Menschen wechseln ihre Namen, Statuen und Denkmäler werden geschliffen und neu errichtet, Gesetze aufgehoben und geändert, nationale Rivalitäten im Baustil und in der Sprache ausgetragen. Das von hybriden Ideen geprägte 20. Jahrhundert haben Marthe und Mathilde gemeinsam erlebt, die eine Französin, die andere Deutsche,

beide Elsässerinnen. Geboren am Anfang des 20. Jahrhunderts, gestorben zu Beginn des neuen Jahrtausends, beinahe hundert Jahre lang Seite an Seite. Ihre Biographien weisen verblüffende Parallelen auf, »als hätte ein perfektionistischer Geometer ihre Schicksale nach den Gesetzen der Symmetrie zu beiden Seiten einer unsichtbaren Achse gezogen.« Endgültig laufen ihre Lebenslinien in der Ehe ihrer beiden Kinder Yvette und Pierre zusammen. Pascale Hugues ist deren Tochter. Die Journalistin und Schriftstellerin hat ihren beiden Großmüttern ein Buch gewidmet, das von den komplizierten deutsch-französischen Beziehungen erzählt, die sich im Schicksal des Elsaß manifestieren.

1906 läßt sich Mathildes Familie im Elsaß nieder. Sie mietet eine Wohnung im Hause der Rélings, deren Tochter Marthe ist. Die beiden Mädchen werden Freundinnen und bleiben es. Als nach dem Einzug der französischen Soldaten 1918 die »Boches« überall geschmäht werden und Mathilde und ihr Vater darum fürchten müssen, wie 200 000 andere Deutsche vertrieben zu werden, ist Marthe eine der wenigen, die sich nicht von Mathilde abwendet. Sie ist das »Verbindungsstück, das die beiden Teile vor und nach 1918« zusam-

menhält. Für Mathilde ist das Jahr 1918 eine Zäsur. Sie sieht, wie der Gymnasiallehrer, der Zahnarzt, gute Freunde der Familie »mit Steinen und Pferdeäpfeln vertrieben werden«, verfolgt von höhnischem Gesang: »Muss i denn, muss i denn zum Städtele 'naus«. 80 Jahre später wird sie bestimmen, daß dieses Lied bei ihrer Beerdigung gesungen werden soll. Währenddessen feiert Marthe wie alle anderen französischen Elsässer das Ende von vier Jahren deutscher Militärdiktatur – im Vergessen der fortschrittlichen Sozialgesetze Bismarcks, der Modernisierung und Autonomie, die die deutsche Herrschaft ihnen gewährt hatte. Für Mathilde ist das Gefühl des Unerwünschenseins, der Vorwurf der falschen Herkunft, prägend für den Rest ihres Lebens.

Detailliert und lebendig beschreibt Hugues die Folgen des Waffenstillstands 1918 im Elsaß: das Verbot der deutschen Sprache, die Vertreibungen der Deutschen, Mathildes Rauswurf aus der Mädchenschule, die Umbenennungen von Straßen, Plätzen und Geschäften, der Ausverkauf deutscher Waren, um französischen Platz zu machen. Auch die deutsche Geschichte erhält ihren Platz: die Revolution in Berlin, die Mathildes ältere Schwester Georgette als Lehrerin an der ersten weltlichen Schule Preußens erlebt, die Straßenkämpfe im »roten Adlershof«, der Kapp-Putsch.

Alle großen Diskurse beider Staaten werden im Kleinen auch in der Familie ausgetragen: die 68er-Bewegung, mit der Mathilde aus Trotz gegen die katholisch-konservative Familie ihres Mannes sympathisiert, der Feminismus, dem Yvette bei Deutschlandbesuchen in seiner radikalen Form begegnet, der »Deutsche Herbst«, der auf die Grenzregion mit dem Auffinden der Leiche Hanns Martin Schleyers in Mülhausen ausstrahlt. Hugues selbst ist bezeichnenderweise 1989 als Korrespondentin in Berlin.

Einen weißen Fleck aber gibt es. So detailgetreu die Ereignisse nach dem Ersten Weltkrieg geschildert werden, so unbefriedigend bleibt das Bild, das Hugues vom Elsaß unter der Herrschaft der Nationalsozialisten zeichnet. Wie die Akteure die deutsche Okkupation erleben, die Marthe für vier Jahre aus ihrer Heimat vertreibt, bleibt unklar. Der Name, der hinter der menschenverachtendsten Katastrophe des 20. Jahrhunderts steht, wird nur einmal erwähnt: 1938 verkleidet sich Marthes Mann beim Garnisonsball als Adolf

Hitler. Nichts über das Verschwinden der elsässischen Juden, nichts über die Résistance, nichts über das einzige deutsche Konzentrationslager auf französischem Boden, in dem 22 000 Menschen sterben. Wie erlebt Marthe den Einmarsch der Deutschen? Sympathisieren die deutschstämmigen Elsässer, die jahrelang aufgrund ihrer Herkunft geschmäht und verhöhnt wurden, mit den neuen Machthabern? Marthe erzählt bei Familienessen von den Bombenangriffen auf Tours, Mathilde schweigt. Und ihre Enkelin fragt nicht nach.

Dennoch hat Pascale Hugues ein großartiges Buch geschaffen. Sie erzählt in unchronologischen Episoden. Wechselweise erläutert sie historische Hintergründe, erzählt die Erinnerungen der Protagonistinnen nach und gibt Anekdoten zum besten: Wie Marthe ihrem zukünftigen, noch unbekanntem Ehemann Blumen zuwirft, die eigentlich für Mathilde bestimmt sind, wie Mathilde der vergoldeten Büste ihres verstorbenen Ehemannes ein rosa Damenhütchen mit Vergissmeinnicht verpaßt. Liebevoll ist diese Hommage an ihre beiden Großmütter, aber in keinem Moment kitschig. Mathilde und Marthe sind keine Heldinnen und auch keine Opfer; sie sind nur sehr besonders, die eine »launisch«, mit »exzentrischen Ideen«, die andere »stets sich selbst treu«.

Das vielleicht größte Verdienst der Journalistin, die mit einem Deutschen verheiratet ist und als Korrespondentin für die französische Wochenzeitschrift *Le Point* in Berlin schreibt, ist der Beitrag, den sie zur mentalitätsgeschichtlichen Forschung über Grenzregionen leistet. Die sich überlagernden Schichten nationaler Identität, die Spuren, die ein Jahrhundert wechselnder Staatszugehörigkeit in den Köpfen der Menschen hinterlassen haben, kann sie nachzeichnen. Umso bedauerlicher ist es, daß gerade der Nationalsozialismus nur gestreift wird. Dennoch zeigt das Buch, welch wertvolle Beiträge die Erforschung von Grenzregionen für das Verständnis von nationalistischen Auseinandersetzungen liefern kann, ob sie nun zwischen Staaten oder Einzelpersonen ausgetragen werden. Es ist ein authentisches Zeugnis von der »mémoire plurielle d'Alsace« (Freddy Raphaël, Geneviève Herberich-Marx, *Mémoire plurielle de l'Alsace. Grandeurs et servitudes d'un pays des marges*, Strasbourg 1991), diesem ständig umkämpften Land.

Mirka Borchardt

Vom Hitlergegner zum Nazispitzel

Tanja Lieske, *Spion wider Willen*, Droste Verlag, Düsseldorf 2009, 176 S.

Tanja Lieske zeichnet in ihrer ersten Buchpublikation den Lebensweg ihres Großonkels Gustav Regitz von Beginn der dreißiger Jahre bis in die Frühzeit der Bundesrepublik nach. Im Mittelpunkt steht die Rekonstruktion von Regitz' Tätigkeiten zunächst als Rückgliederungsgegner während der Saarabstimmung von 1935 und die Frage nach seiner Verstrickung als späterer Spion der Gestapo in die Verbrechen des NS-Regimes.

1913 in ein protestantisches Elternhaus geboren, wächst Regitz im saarländischen Neunkirchen in einem überwiegend katholisch geprägten Arbeitermilieu auf. 1931 tritt er der Sozialistischen Arbeiterjugend Deutschlands (SAJ) bei und ist in den Folgejahren auch für die SPD aktiv. Regitz' Eintreten gegen eine Rückgliederung erklärt sich Lieske aus der Sozialisation in einem im Vorfeld der Abstimmung stark politisierten Umfeld, das sich entschieden gegen den Nationalsozialismus positioniert und durch einen überwiegend von sozialistischen Positionen besetzten Diskurs gekennzeichnet ist. Regitz knüpft Kontakte zu führenden Rückgliederungsgegnern, u. a. zu Max Braun, dem Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Landespartei des Saargebietes (SLS), sowie zu politisch Verfolgten und Funktionären linker Parteien wie dem KPD-Mitglied Lore Wolf, die nach der Machtergreifung Hitlers das Deutsche Reich verlassen.

Nach dem Beitritt des Saargebietes zum Deutschen Reich verlagern sich die Tätigkeiten der Beitrittsgegner. Max Braun emigriert zusammen mit Funktionären der seit 1934 bestehenden Einheitsfront aus SPD und KPD, dem überparteilichen Zusammenschluß der Hitlergegner an der Saar, in das grenznahe Forbach und gründet dort die Beratungsstelle für Saarflüchtlinge. Regitz, durch sein Engagement bald zum inneren Zirkel um Max Braun gehörend, hält sich bis Dezember 1935 zunächst ebenfalls dort auf und reist anschließend nach Paris.

In der französischen Hauptstadt trägt sich Anfang 1937 die entscheidende Episode zu, die Regitz' weiteres Leben maßgeblich bestimmen wird. Lieske führt es auf Regitz' Heimweh und die Sehnsucht nach seiner späteren Frau Margarete Regitz, geb. Schallmo, zurück, daß

er auf der Deutschen Botschaft ein Ausreisege-such stellt, das jedoch abgelehnt wird. Regitz' Kalkül sollte dennoch aufgehen, nachdem er wegen einer nicht beglichenen Restaurantrechnung von der französischen Polizei verhaftet und abgeschoben wird. Das im März 1937 stattfindende Verhör durch die Gestapo, die sich in besonderer Weise für seine Frankreichreisen interessiert und darüber hinaus über seine politische Gesinnung informiert ist, mag Regitz bei seinen Planungen nicht vorhergesehen haben. Er wird des Landesverrates für schuldig befunden und über eine Zwischenstation im Saarbrücker Gefängnis Lerchesflur ins Konzentrationslager Dachau gebracht. Das dort Erlebte, über das Regitz nie sprechen wird, die erneuten Verhöre durch die Gestapo im Januar 1938 in Berlin und die angedrohten Repressionen gegen die eigene Person und sein persönliches Umfeld werden als Auslöser für Regitz' folgenschweren Schritt beschrieben, von nun an als sogenannter S-Spitzel – die Bezeichnung der Gestapo für ehemalige Sozialdemokraten bzw. Gewerkschaftsmitglieder – unter dem Decknamen Albert zu agieren.

Er beginnt ein Doppelleben zu führen und meidet aus Angst vor den angedrohten Repressionen zunehmend persönliche Kontakte in seinem privaten Umfeld. Bis Ende 1941 wird er eine Fülle von Aufträgen auch außerhalb des Deutschen Reiches übernehmen. So berichtet er im Frühjahr 1939 u. a. von den Aktivitäten Max Brauns im Pariser Office pour les Réfugiés Sarrois und den dort verkehrenden Saaremigranten. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wird Regitz als deutscher Emigrant wegen des Verdachts der Spionage von den französischen Behörden interniert, ist als Hilfsarbeiter bei der französischen Armee tätig und wird, nachdem er nach der Besetzung Frankreichs seine Spitzeltätigkeit wieder aufgenommen hat, nun auf Lore Wolf angesetzt, die im Juni 1941 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt wird.

Im Januar 1951 wird Regitz, nachdem Wolf im Jahr zuvor als Zeugin bei der französischen Geheimpolizei Sûreté aufgetreten ist, wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt. Der sich anschließende Prozeß endet für

ihn zwar mit einem Freispruch, die Umstände seiner Beteiligung an Wolfs Verhaftung sowie an dem Unrecht, das dieser während der Haft widerfahren ist, sind jedoch nicht vollständig zu klären. Regitz' Unschuld wird nicht endgültig bewiesen. Die Urteilsbegründung verweist auf die juristische Souveränität des NS-Staates.

Tanja Lieske gelingt eine erste Annäherung an Gustav Regitz, die sich auf dessen Gestapo-Akte im Bundesarchiv in Berlin, die Akte der Sûreté im Landesarchiv des Saarlandes in Saarbrücken sowie auf einschlägige Forschungsarbeiten zur Saargeschichte vor 1945 stützt. Daneben fällt Regitz' Frau Margarete als Zeitzeugin bei der Rekonstruktion der Ereignisse eine zentrale Rolle zu. Lieske »ergänzt« an mehreren Stellen die historisch verbürgten, jedoch in ihren Einzelheiten nicht mehr gänzlich zu rekonstruierenden Ereignisse mittels fiktiver Schilderungen und greift dabei auf Überlieferungen aus dem familiären Umfeld zurück. So hat Regitz einzig über die Verhaftung Lore Wolfs in späteren Jahren Auskunft gegeben, wohingegen er von seinen sonstigen Tätigkeiten als Spitzel im Detail nie berichtete. Die deutliche Entgegnung auf die Vorwürfe Wolfs, auf deren Hinweis er bereits im Sommer 1947 von der Sûreté verhaftet und verhört, dann jedoch aufgrund eines Gesuches seiner Frau wieder entlassen wurde, hebt den Stellenwert der Tat in Regitz' Selbstwahrnehmung als Spion hervor.

Auf Grundlage der Verhörprotokolle betrachtet Lieske kritisch die Persönlichkeit ihres Großonkels und hinterfragt sowohl aus der Täter- als auch der Opferperspektive die Ambivalenz von dessen Handeln. Sie arbeitet somit ein Stück weit die individuellen psychologischen Beweggründe für diese Taten heraus. Der Zwiespalt zeigt sich anhand von Regitz' Verständnis von Pflichterfüllung und Moral. So beschreibt die Autorin einerseits einen Menschen, der den Verpflichtungen des Paktes mit der Gestapo nachzukommen versuchte, dies jedoch mit möglichst geringen Konzessionen verband, um so den Freiraum für ein selbstbestimmtes Handeln zu wahren und den sich ihm bietenden Spielraum stets auch zu seinen Gunsten zu nutzen. Lieske weist auf Regitz' innere Distanz gegenüber seinen Taten hin, die sie aus den biographischen Aufzeichnungen Wolfs und ihren eigenen Kenntnissen des Charakters des Großonkels gewinnt. An-

dererseits wird eine Persönlichkeit ersichtlich, die, indem sie die Informationen an ihre Auftraggeber entsprechend »dosierte«, auch den Opfern einen gewissen – wahrlich in engen Grenzen sich bewegenden – Schutz zu gewährleisten versuchte. Das Bild eines berechnenden Opportunisten stellt sich spätestens an dieser Stelle unweigerlich beim Leser ein und läßt in Teilen die Stigmatisierung nachvollziehbar werden, die Regitz in seinem persönlichen Umfeld bis zu seinem Tod 1988 erfahren hat.

Trotz dieser differenzierten Darstellung bleibt die Frage, ob hier – zumindest in einem gewissen Rahmen – nicht vielleicht doch ein nachträglicher Versuch zur Rechtfertigung von Regitz' Handeln, vielleicht sogar zu einer Art von Rehabilitierung, wie Lieske dies für die Ausführungen ihrer Großtante konstatiert, im Kern mitschwingt. Die Autorin – bereits der Titel des Buches verweist darauf – scheint für sich die Frage nach Regitz' Beteiligung an den Machenschaften des NS-Staates beantwortet zu haben. Dieser Eindruck wird durch die Konstruktion einer verwandtschaftlichen Beziehung zwischen Lore Wolf und Markus Wolf, dem Leiter der Hauptverwaltung Aufklärung (HVA) im Ministerium für Staatssicherheit (MfS) der DDR, und die Einbindung des Falles Regitz in das System des DDR-Überwachungsstaates – diese Vereinfachung hinterfragt die Autorin zu unkritisch – gefestigt. Daß dieses verwandtschaftliche Verhältnis jedoch nie bestanden hat, ist mittels biographischer Lexika nachprüfbar. Die Gründe für dieses Vorgehen – ein nachträgliches Aufrollen der Täter-Opfer-Diskussion mag vorerst Spekulation bleiben – werden nicht abschließend beantwortet. Margarete Regitz' Rolle als Zeitzeugin sowie deren Aussagen, die nicht unkommentiert als Schilderung einer objektiven Wahrheit herangezogen werden, problematisiert Lieske hingegen stärker.

Die gewählte Methode, lediglich im Anmerkungsteil mit einzelnen Begriffen oder Satzteilen unter Angabe der jeweiligen Seitenzahl auf die herangezogenen Quellen und die konsultierte Sekundärliteratur zu verweisen, den Haupttext jedoch mit der Begründung einer besseren Lesbarkeit von jeglichen Anmerkungen auszunehmen, erschließt sich nicht in vollem Umfang und führt mitunter zu einer für den Leser nicht immer eindeutig erkennbaren Vermischung von historischen Fakten und fiktionalen Schilderungen. Daß die Verknüpfung

von Faktischem und Fiktivem letztlich auch zu Widersprüchlichkeiten führen kann, zeigt die Darstellung der Kontakte zwischen Regitz und Braun. Lieske ordnet Regitz Mitte der dreißiger Jahre dem inneren Kreis um Max Braun zu, bei einem Treffen beider 1939 in Paris erinnert Braun in der von der Autorin gewählten Darstellung der Ereignisse sich allerdings zunächst nicht seines Weggefährten aus der Zeit der Saarabstimmung.

Neben einer ausführlicheren Darstellung des Entnazifizierungsverfahrens, das Regitz als entlastet einstufte und dessen Analyse noch Interessantes zu Tage hätte fördern können, wäre aufgrund der Fülle an Personendaten ein

entsprechendes Register wünschenswert gewesen. Von den beschriebenen Mängeln und kleineren Ungenauigkeiten in der Skizzierung der Ereignisse im Umfeld der Saarabstimmung abgesehen – so wurde beispielsweise die Flüchtlingsberatungsstelle in Forbach 1936 durch eine Zweigstelle des staatlichen französischen Office pour les Réfugiés Sarrois ersetzt – hinterläßt die Studie einen guten Gesamteindruck und bietet, quasi als Subtext angelegt, einen sehr persönlichen Einblick in den von Ängsten und Entbehrungen geprägten Alltag einer saarländischen Emigrantenfamilie im besetzten Frankreich.

Thomas Glaser

Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Überbrückungsfonds für die Saarbrücker Hefte

**mit dessen Hilfe wir das Überleben in schwieriger
Zeit organisieren wollen.**

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e. V., Kto.-Nr. 781 819 14, Sparkasse Saarbrücken, BLZ 590 501 01, Verwendungszweck: »Überbrückungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e. V. ist als gemeinnützig anerkannt.

Autorinnen und Autoren

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Julian Bernstein, geb. 1981, lebt in Saarbrücken. Seit 2003 Magisterstudium der französischen Kulturwissenschaften und interkulturellen Kommunikation, der Geschichte und der französischen Literatur. Seit 2007 Veröffentlichungen in der Berliner Wochenzeitung *Jungle World*.

Mirka Borchardt, geb. 1987 in Gütersloh, seit 2007 Studium der Historisch orientierten Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes, daneben freie Mitarbeiterin der *SZ* und Leiterin von Schülerexkursionen zum ehemaligen KZ Natzweiler-Struthof.

Hans Emmerling, freier Mitarbeiter von SR und NDR, TV-Porträts u. a. von Raymond Aron, Joseph Beuys, Gisèle Freund, Artur Rubinstein, Dokumentarfilme über Futurismus, europäische Länder, Marokko und Israel, mehrfacher Grimme-Preisträger.

Hans Gerhard, geb. 1973 in Braunschweig, lebt in Saarbrücken. Neben seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt kritisiert er literarische Texte und schreibt selbst, zuletzt die Erzählung *Wagga-Wagga* in der Literaturzeitschrift *Streckenläufer*.

Thomas Glaser, geb. 1981, studierte Musikwissenschaft, Neuere Geschichte sowie Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes.

Sabine Graf, Dr., geb. 1962 in Zweibrücken, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität des Saarlandes, Promotion über den Schriftsteller Otto Flake und dessen publizistisches Werk zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung. Arbeitet als Autorin und Kunstkritikerin.

Eva Mendgen, Dr., Promotion in Kunstgeschichte in Bonn; Ausstellungen und Kataloge

u. a. für Van Gogh Museum Amsterdam, Museum Villa Stuck München; Leitung verschiedener Forschungsprojekte, zahlreiche Lehraufträge; Gründung des Kulturnetzwerks/Réseau culturel »regiofactum«; zahlreiche Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen.

Josef Reindl, Soziologe.

Anke Rietz, Universität des Saarlandes, hat Geschichte und Germanistik studiert.

Dietmar Schmitz, Dr., Diplom-Politologe und Germanist. Redakteur der *Saarbrücker Hefte*.

Klaus Schneider, Vize-Präsident des luxemburgischen Armutsnetzwerks, Herausgeber der Schriftenreihe *Forward*.

Na-Young Shin, M. A., geb. 1978, Studium der Philosophie und Germanistik an der Universität Trier, lebt und arbeitet in Köln und Trier, schreibt unter anderem für die Trierer Online-Nachrichten www.16vor.de, seit 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach Pädagogik der Universität Trier.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik; MBA Gesundheitsökonomie; Geschäftsführer der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft LV Saarland e. V.

Norbert Urbé, Diplom-Ökonom; Koordinator beim Caritas-Verband Luxemburg; Sekretär von EAPN Luxemburg; Geschäftsführer der Interregionalen Caritas-Gesellschaft EWIV mit Sitz in Luxemburg; Präsident der sozialpolitischen Kommission von Caritas Europa.

Wolfgang O. Weiß, geb. 1978 in Offenburg, studiert an der Universität des Saarlandes, Mitarbeit in der SR-Musikdokumentation sowie fernsehjournalistische Tätigkeiten für den Saarländischen Rundfunk, diverse redaktionelle Beiträge für Printmedien im Saar-Lor-Lux-Raum.

